Der Missionär.

Erster Theil.

Der Missionär.

Ein Roman

von

A. von Sternberg.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

232. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herrnhut.

Herr, du sendest deine Erwählten aus
Nach allen Gegenden der Welt —
Dein Wort zu predigen.

Missionär-Regel.

In Grönland zünde hin durch alle Kälte,
Erleucht' die allertiefsten Schneegezelte!
Vergiß auch Persien nicht, treues Herze,
Zünd' an den Magiern die alte Kerze;
Und wenn dein tausendfacher Plan zu Ende,
So laufen wir dir endlich in die Hände
Und ruhen aus von allen deinen Werken,
Und lassen uns für alle Mühe stärken.

Altes Gesangbuch vom Jahr 1735.

Den neunten Mai 1760 verließ Ludwig Graf von Zinzendorff die Welt, nachdem er ein Leben geführt, das bei seinen Zeitgenossen eben so den bittersten Hohn, wie die enthusiastischste Bewunderung erregt hatte. Geboren in den günstigsten Verhältnissen, einem der vornehmsten Geschlechter Deutschlands angehörend, von dem Fürsten mit Gnaden überschüttet, zog er es vor, die Dornenlaufbahn des Märtyrers zu gehen und den Spott der Welt auf sich zu laden. In Paris auf einem Hofballe kränkend zurückgesetzt, übermannte ihn der chevalereske Zorn und er will seinen Gegner fordern; aber statt dessen bittet er ihn in des Heilands Namen um

Verzeihung. Seine Geliebte tritt er einem Freunde ab, weil er fürchtet, sie mehr zu lieben als Christum. Den Danebrogorden sendet er dem Könige zurück, weil er nicht an der Stelle einen Orden tragen will, wo der Heiland eine Wunde trug. Er verkauft seine Güter an seine Gemahlin, legt die glänzende Uniform eines dänischen Kammerherrn ab und besteigt in schwarzem Predigerrock die Kanzel einer Vorstadtkirche Stockholms. Er nimmt auf seinen Erbgütern arme Flüchtlinge aus Böhmen auf und gründet die Brüderkirche in Herrnhut. Unter den Negern von St. Thomas predigt er und disputirt mit den Bischöfen der anglikanischen Kirche in London. Pamphlete, Satiren, Anathemas werden gegen ihn geschleudert, eine Parlamentsacte nimmt ihn in Schutz; dieses Land verweist ihn, jenes nimmt ihn huldigend auf; von den Kindern der Welt, den Genossen seines Standes gelästert, betet ihn der

arme verlassene und gedrückte Theil des Volkes an. Die Menschheit reicht seinem müden Haupte Lorbern, die der Fanatismus besudelt. Mit dem Häuflein seiner Getreuen durchwandert er Europa, Lieder singend und fromme Seufzer zum Himmel schickend, tiefer beleidigt durch den heimlichen Verrath, die Tücke und Heuchelei der Seinen, als durch die offene Verfolgung der Feinde. So kommt er, ein müder Pilgersmann, nach seinem geliebten Herrnhut, um sein Haupt zur Ruhe zu legen. An seinem Sterbebette fließen aufrichtige Thränen der Liebe. Es ist, als wenn ein Fürst die Welt verließe. Von allen Theilen der Erde finden sich Abgesandte an seinem Lager; es ist eine wahre Brüderkirche und man sieht verschlungene Hände, in den leuchtenden Blicken die geistige Gemeinschaft der Seele. Der kleine Ort wird zu einem Versammlungsplatze im Sinne altapostolischer Gemeinden. So bringen sie den Erwählten des

Herrn zur Ruhe und die Posaunen, die über seinem Grabe ertönen, erfüllen die Seelen der Anhänger mit Entzücken, während die Welt, minder hingebend und vertrauungsvoll, darüber erschrickt, daß ein neues Schisma die Einigkeit der christlichen Kirche störe.

Wir haben über den Werth der religiösen Meinungen des edlen Grafen nicht zu urtheilen, unsere Geschichte, die es mit Thatsachen zu thun hat, will nichts als jenes Colorit der Zeit festhalten, zu dessen Lebhaftigkeit und Reichthum gerade die Spaltung der Gemüther mitgehört. Der Graf, er mag nun ein Schwärmer gewesen sein oder ein Heiliger — sein Leben ist beendet, seine Wirksamkeit erschöpft und nur die Resultate dieses Daseins liegen vor uns. Eine unruhige Welt voll Widersprüche drängt sich um seinen Sarg; feurige Gebete, Thränen, Epigramme und Couplets fallen in buntem Gemisch auf den Grabhügel herab. Wir

wollen sie alle sammeln, wir wollen die Gruppen trennen, die durcheinander stehen, und das Motto zu deuten suchen, das der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an der Spitze steht.

Kaum war der „Heilandsgraf" todt, als eine wilde Anarchie in der Gemeinde ausbrach. Erst jetzt sah man, wie heterogen die Elemente waren, die ein fremder fester Wille geeinigt hatte. Der innere Ungehorsam, den jede Sekte als einen gefährlichen Keim des Untergangs wahrt, wurde nicht mehr gehütet und unterdrückt, er schaffte sich Raum und die Einigkeit der kaum geborenen Brüderkirche drohte in tausend verhaßten separativen Conventikeln zu verfallen. Eine kindische Schwärmerei machte sich geltend und trieb ein albernes Spiel mit den Symbolen, eine süßliche, geckenhafte Tändelei trat an die Stelle inniger Herzensausströmung und begeisterter Liebe. Streit verwirrte die Gemeinden. Es flogen die Missionenschaaren

nach allen Theilen der Welt, und brachten die Uneinigkeit, die gefährlichen Neuerungen, die selbstischen Grundsätze in das kaum befestigte Herz der Getauften. In Herrnhut selbst begann der Kampf und der Saal im alten Schlosse zu Barby ertönte von den theologischen Controversen der Brüder. Im Hause der Schwestern fand Leichtsinn und unehrbare Sitte Eingang; die Liebesmahle, diese patriarchalischen Zusammenkünfte, arteten in Gelage aus, und die Welt fand tausend Wege, die Erwählten wieder zu sich herüberzulocken.

In dieser Noth, in diesem bittern Drangsal traten drei Männer in Berathung zusammen: Johannes von Wattewille, David Nitschmann und Abraham Bernis. Johann und David hatten als seine liebsten Anhänger an der Brust des Grafen gelegen. Sie wußten um jede Heimlichkeit in seiner Seele; Abraham Bernis war erst später hinzugetreten zur Ge-

meinde, als ein bekehrter Widersacher, und zeigte sich jetzt als einen der eifrigsten Bekenner. Diese drei Männer beriethen sich jetzt, was zu thun sei. Es wurde ausgemacht, daß, um den gänzlichen Verfall und Untergang der Brüderkirche zu verhüten, es noth thue, ein neues Oberhaupt ihr zu geben. Aber wer sollte dieses sein? — Der Graf hatte in seinem letzten Augenblicke, als man ihm den hülflosen Zustand der Gemeinde vorgestellt, einen Namen genannt, und er hatte sich das Versprechen geben lassen, daß diese Person nach seinem Tode so schnell wie möglich berufen werden möge. Unglücklicherweise hatte Niemand diesen Namen deutlich vernommen. Es war der Name einer Frau, und zwar einer der Töchter des Grafen, und die drei innigsten Freunde, die dem Sterbenden am nächsten standen, hatten ihn Sara nennen hören. Da aber die drei Töchter des Grafen alle drei Sara hießen, so kam es auf den zweiten

hinzugesetzten Namen an, und diesen hatte Niemand verstanden. Da es also ausgemacht war, daß der Graf einer seiner Töchter die oberste Leitung zu übergeben wünschte, mußte man nothwendig diejenige auszufinden suchen, auf die, aller Vermuthung nach, die Wahl des Vaters gefallen war. Der Graf hatte seine Familienverhältnisse nie zur Sache der Gemeinde gemacht. Es war bekannt, daß seine nächsten Verwandten sich unter kränkenden Umständen von ihm losgesagt hatten; es gehörte daher ein sehr enges Band des Vertrauens dazu, um zu wissen, in wie weit der Graf unter seinen nächsten Angehörigen auf eine Nachfolge seiner Grundsätze zählen konnte. Die drei Männer hatten dieses Vertrauen besessen, aber auch sie waren, jetzt da es zur Entscheidung kommen sollte, über den Charakter der drei Frauen in Streit. Sara Benigna, die älteste Comteß, war an einen Baron Watteville verheirathet, und lebte in einem

stillen Familienkreise, anspruchslos und abgeschieden von der Welt. Sie war eine fromme Dame, von dem Vater geliebt, allein entschieden ohne Gaben für höhere geistige Zwecke. Auch konnte es unmöglich der Wille des Vaters sein, sie ihrem Beruf entreißen zu wollen, indem er sie auf eine so ängstliche Höhe dem Tadel und der Aufmerksamkeit der Welt aussetzte, sie, die gute Mutter, die einfache Hausfrau zum Oberhaupt einer revoltirenden Gemeinde machte. Die zweite Tochter, Sara Maria, Burggräfin zu Dohna, war eine kräftige, energische Dame, die füglich am schicklichsten hätte diesen Platz ausfüllen mögen, wenn nicht unglücklicherweise ihre Grundsätze sich entschieden gegen die vom Vater eingeschlagene Richtung ausgebildet hätten. Mit dem auf sie vererbten Geiste des Grafen paarte sie nicht dessen Milde und Demuth, und nimmermehr wäre es wohlgethan gewesen, von der Tochterhand die Kritik

über die Werke des Vaters ausüben zu sehen. Die dritte, Sara Elisabeth, verwittwete Gräfin Bruce, war eine junge Dame, die in Paris lebte. Der Graf hatte sie vorzüglich geliebt, und der Ruf sagte von ihr nichts als Gutes. Sie vereinigte den Geist der einen Schwester mit der Gutmüthigkeit der andern, und nach dem endlich übereinstimmenden Urtheil der drei Freunde konnte die erwählte Tochter keine andere als diese sein. Dazu kam, daß sie in Besitz eines großen Vermögens vollkommen frei war, da sie weder Mann noch Kinder hatte, die Gemeinde also keine Nebenbuhler ihrer Theilnahme und Liebe zu befürchten hatte. Dem frommen Johannes war es zwar nicht recht, daß die Gräfin in Paris lebte, einer Stadt, die er als von den greulichsten Sünden befleckt verabscheute; indessen hatten ja auch in Sodom fromme Leute gelebt, unangetastet und von Engeln beschützt.

Den andern Tag wurde nun von den drei Männern im Namen des Grafen sein Wille bekannt gemacht, die Tochter an die Spitze der Gemeinden zu Herrnhut zu berufen, und ein allgemeiner enthusiastischer Beifall folgte dieser Verkündigung. Alles, was den Namen Zinzendorff trug, schien vom Himmel erwählt, die kleine beängstigte Kirche zu schützen. An diesen theuren Namen knüpften sich alle Hoffnungen der Gemeinde, und kaum erfuhr die Menge, daß der Graf selbst seine Tochter zur Nachfolge eingesetzt, als man diese fremde, unbekannte Dame schon als das theuerste Pfand der Liebe, als eine Stütze der Unglücklichen, als eine Mutter der Verlassenen begrüßte. Die Wogen der Empörung legten sich sofort. Hoffnung und Entzücken füllten jedes Herz, und für die Zukunft schien die Ruhe gesichert. Wo konnte die Lehre der heiligsten Liebe besser aufgehoben sein, als in der milden Hand einer Frau? Welchem Ur-

theil konnte sich der Starrsinn und der Hochmuth der Männer williger fügen, als dem sanften aber festen Spruch eines weiblichen Mundes? Wo hätte man einen einsichtsvollern Richter, einen trefflichern Ausleger der Meinungen und Glaubenslehren des Vaters finden können, als in der Person seiner Tochter? Alles drang jetzt darauf, daß die Gräfin bald erscheine, und Johannes Wattewille und David Nitschmann setzten sich sofort in den Wagen und reisten nach Paris, um die Gräfin abzuholen.

Während dieser Zeit befand sich die Gemeinde in einer ungemeinen Spannung und Aufregung. Abraham Bernis, der zurückgeblieben war, hatte viel zu thun auf alle Fragen, die an ihn geschahen, Antwort zu ertheilen. Das Haus der ledigen Schwestern glich einem summenden Bienenkorb, wo eine tumultuarische Scene auf die andere folgte und die unermüdlichen Zungen von hundertundfunfzig müßigen Jungfrauen gegen

einander wütheten. Die Männer, nicht so lebhaft und schwatzhaft, kamen nur in kleinern Cotterien zusammen, um stillschweigend beieinander zu sitzen und stillschweigend wieder auseinander zu gehen. Die verheiratheten Frauen mieden das Haus der ledigen Schwestern, denn das Geschwätz nahm ihnen von der Arbeit in Küche und Haus zu viel Zeit weg, und die jungen Schüler des Seminars vergaßen ihre classischen Autoren, vergaßen sogar ihre heimlichen Blicke aufs Schwesternhaus, nur um von der fremden Gräfin zu träumen und sich zu ihrem geistlichen Paladium aufzuwerfen.

Endlich kam sie. Ganz Herrnhut war ihr entgegengerannt und sah nichts als eine in Staub gehüllte Kutsche, deren Jalousien wegen der Hitze des Juli-Nachmittags niedergelassen waren. Was diese Kutsche enthielt, ob einen Engel des Lichts und der Schönheit, oder einen Teufel an Häßlichkeit und Alter, konnte Nie-

mand errathen. Die Menge war zu scheu und zu gesittet, um auf das Heraufziehen der Jalousien zu dringen, und so blieben sie geschlossen. Hinter der prachtvollen und geheimnißvollen Kutsche, deren Goldbeschläge durch den Staub blitzten, kam der demüthige Wagen der beiden Brüder, die herausblickten und rechts und links grüßten. Also die Gräfin hatte sie nicht in ihren Wagen genommen; sie hatte den vertrauten Freunden ihres Vaters keinen Platz gegönnt auf den atlassenen Polstern? — Aber vielleicht hatte sie es ihnen angeboten, aber die geistlichen Männer hatten diese weltliche Ehre ausgeschlagen.

Es ist nicht zu beschreiben, mit welcher wahnsinnigen Neugier die ledigen Schwestern, denen das Ausgehen verboten war, das Herannahen des Wagens vor ihren Fenstern erwarteten. Kopf an Kopf gedrängt bildete jedes der Fenster eine Mosaik von Gesichtern, wo die

Grundlage der Pyramide die Häßlichen und Bejahrten ausmachten, und aufsteigend immer jüngere und immer hübschere Köpfchen sich aufthürmten. Welch ein Verdruß, als auch sie nichts zu sehen bekamen; allein sie hielten sich dafür an den steifen Zopf und die hochgeröthete Nase des Kutschers, der, auf dem Bock thronend, mit einer unbeschreiblichen Verachtung auf die niedern Häuser und die prunklosen Plätze des Städtchens herabschaute. — Es war ein Kutscher aus Paris, das war genug, um diesen gebieterischen Wagenlenker zu einem Gegenstande ehrerbietigen Schreckens zu machen. Weniger Ehrfurcht flößten zwei Lakaien ein, die sich auf ihrem Sitz hinter der Kutsche, wie ein paar übermüthige kleine Dandy's, hin und her schaukelten und wie junge Katzen in der Sonne die Augen zugedrückt hatten.

Die Gräfin langte in der Wohnung ihres verstorbenen Vaters an und zog sich, nachdem

sie die Ermüdung der Reise vorgeschützt hatte, um alle Ceremonien des Empfangs zu vermeiden, in ihre Zimmer zurück, und dieser Tag und der folgende verging, ohne daß man nur die Spitze ihres Schuhes oder eine Locke ihres Haares zu sehen bekommen hätte. Im Verdruß darüber machte sich die Menge mit einer Fluth von Erkundigungen an die beiden Brüder; aber auch diese erzählten nichts weiter, als daß sie die Gräfin in Paris gefunden in tiefer Trauer über den unerwartet plötzlichen Tod des Vaters, und daß sie sich auf die erste Aufforderung hin sogleich willig gezeigt habe, ihnen nach Herrnhut zu folgen. Die Reiseanstalten seien so eilig getroffen worden, daß der größte Theil der Umgebung der Gräfin, ihre Kammerfrauen und das nothwendigste Gepäck, noch in Paris sei und in einigen Tagen nachkommen werde. Mit dieser Auskunft mußte man sich zufrieden geben, und Alles erwartete nun mit

gespannter Neugier, wann die Gräfin sich in die große Versammlung wollte einführen lassen, wo sie eine Rede halten wollte und wo ihr die ältesten und respectabelsten Frauen und Männer persönlich vorgestellt werden sollten. Dieser Tag war auf eine ganze Woche nach der Ankunft hinausgeschoben worden, so lange Zeit hatte die Dame nöthig, um sich zu erholen und auf die Pflichten ihrer erhabenen Stellung vorzubereiten.

Während dieser Woche verließ sie selten und nur am späten Abend ihre Wohnung. Einige Mitglieder der Gemeinde waren ihr zufällig auf abgelegenen Wegen begegnet. Auch hatte man sie zu dem Grabe des Vaters pilgern sehen, und es machte keinen guten Eindruck, daß sie, als sie zum ersten Mal diese heilige Stelle besuchte, in Gefolge zweier Lieblingshunde hinging, begleitet von einem Lakaien in einer stei-

sen Livrée, der einen Regenschirm und ein Buch ihr nachtrug.

Endlich kam der Tag, wo sie öffentlich erschien. Der einfache Saal des Gemeindehauses war von Andächtigen und Fremden überfüllt. Die Menge drängte sich in Thüren und auf Vorplätzen, ja sogar auf der Straße standen Viele, die sich von ihren Freunden immer aus den Fenstern heraus die Vorgänge berichten ließen. Nach den Liedern, die eigens für diese Gelegenheit gedichtet waren, und nach Herumreichung eines Getränkes, das dem Thee ähnlich war, erhoben sich die zwei Aeltesten der Gemeinde und verschwanden in ein Seitengemach des Saales. Eine tiefe Stille herrschte und Aller Blicke waren auf die Thüre gerichtet, die sich jetzt aufthat und eine Dame in schwarzer Kleidung sehen ließ, die von den zwei Aeltesten geführt wurde. Sie nahte sich langsam und zögernd dem für sie bestimmten Platze auf

einer erhöhten Stelle des Saals, wo ein Lehnsessel stand. Obgleich, wie es den Anschein hatte, erschöpft und angegriffen, trugen die Züge der jungen Gräfin einen einnehmenden Charakter von sanfter Schönheit und gutmüthiger Milde an sich. Wie sie die Thüre der Sacristei verließ, hielt sie die Augen niedergeschlagen; jetzt, als sie sich der versammelten Gemeinde gegenüber sah, hob sie die Blicke und der Ausdruck ihrer großen dunkeln Augen zeigte eine Schüchternheit, wie sie bei einer Weltdame diesen einfachen Leuten, die die Formen der Welt nicht kannten und nicht schätzten, auffallend sein mußte. Die rechte Hand hielt die Falten des Reifrocks zurück, damit die rauschende schwarze Seide und die Flöre von Crepp durch die enge Straße der dicht sie umgebenden Menge ohne Anstoß gleiten mögen; die Fingerspitzen der linken Hand ruhten noch in der mächtigen Rechten des einen Aeltesten, der die

Dame nicht früher loslassen wollte, als bis sie glücklich zu ihrem Stuhle gelangt sei. Endlich nahm sie darauf Platz und dies geschah in einer Stellung, die hier ungewöhnlich war; nämlich halb liegend, halb sitzend, das Haupt auf den Arm gestützt, verharrte sie die lange Rede des Bruders hindurch, gleichsam wie in anhaltende und unabweisbare Träumereien versunken. Man konnte diese auffallende Gleichgültigkeit gegen den gefüllten Saal für ein schmerzliches Andenken halten, das die Tochter dem Vater zollte, dessen Verdienste eben von dem Bruder Redner mit der umständlichsten Genauigkeit hergezählt wurden; aber die Gräfin blieb auch nach der Rede in dieser Stellung, sodaß diese schwarze unbewegliche Gestalt in ihren Schleier gehüllt den Meisten wie eine unheimliche Erscheinung dünkte. Endlich als sie merkte, daß man sich ihr näherte und daß die Begrüßungen ihren Anfang nahmen, erhob sie

sich und richtete einen flüchtigen fragenden Blick auf den Aeltesten. Dieser kam auf sie zu, an beiden Händen zwei uralte Greisinnen führend, die als die ersten, von der Gnadenwahl erfaßten Töchter, einen besondern Vorzug in der Gemeinde behaupteten. Die Gräfin blickte mit Verwunderung in die gerunzelten Gesichter dieser alten Damen und sah mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit den tiefen schwankenden Verbeugungen zu, die diese Frommen vor ihr auszuführen sich mühten. Mit einer schnellen Wendung kam sie dem Fall der Einen zuvor und schloß sie in ihre Arme. Die Alte war gerührt und küßte ihr dankbar die Hand. Liebe Mutter, sagte die Gräfin leise, das war nicht mehr als meine Schuldigkeit. Ihr hättet fallen können, und überhaupt sind solche Tage nicht mehr für Euch. — Ich wußte es wohl, erwiederte die Greisin, aber ich hätte bei allem Dem nimmermehr zu Hause bleiben können. Jetzt, da

ich die Tochter des Bruders Ludwig gesehen — jetzt kann mich der Heiland in Frieden fahren lassen. — Nachdem noch einige Greisinnen und Greise in ausländischer Tracht und mit ungewöhnlich langen Bärten ihre Grüße abgestattet, nachdem das tumultuarische Chor der ledigen Schwestern die neue, so hochgestellte Schwester bewillkommnet, nachdem die Männer und Jünglinge ihre halb vertraulichen, halb ehrfurchtsvollen Verbeugungen gemacht, kamen die Kinder der Gemeinde, und zu ihnen neigte sich die Gräfin mit der lebhaften Zärtlichkeit und der innigen Theilnahme einer jungen Mutter. Durch diesen Auftritt gewann sie das Herz der Mütter, die von diesem Augenblick an in ihr die wahre Tochter des Heilandsgrafen erblickten, und jede ihrer Bewegungen mit gerührten Blicken und jener unbeschreiblichen Theilnahme verfolgten, die eine zärtliche Mutter sogleich gegen eine Fremde faßt, von der sie erfährt,

daß sie auch eine glückliche und liebende Mutter ist. Nachdem diese anstrengenden Begrüßungen geendet waren, hoffte Jedermann die versprochene Rede der Gräfin zu hören; allein sie schwieg, ob aus Ermattung oder aus andern Gründen, war nicht zu ermitteln, und bald darauf entfernte sie sich, wie sie gekommen war, mit demselben Ceremoniell und derselben Umständlichkeit, von der die beiden folgenden Aeltesten, an denen jetzt die Reihe war, sie heimzuführen, ihr nicht das Geringste erließen. An der Thüre hielt die Kutsche und kaum war die Gräfin darin verschwunden, als die ganze Versammlung auseinanderstob, denn Jeder brannte vor Verlangen, den Daheimgebliebenen den Ausgang des merkwürdigen Tages zu berichten.

Es war in der vierten Nachmittagstunde, als Johannes Watteville sich zu der Tochter seines Freundes und Meisters begab. Er ging, von den Dienern im Vorsaal unaufgehalten, zu

den innern Gemächern und fand die Gräfin erschöpft auf dem Sopha ruhend und so eifrig in einem Buche lesend, daß sie erst nach einer Weile seinen Eintritt bemerkte. Das Zimmer schwamm in einem düstern rothen Lichte, das die niedergelassenen Vorhänge verbreiteten, ein paar kolossale Spiegel, die heute erst mit den andern Möbeln des Hauses in Paris angelangt waren, standen auf dem Boden und waren zum Theil mit Flören von rother Gaze verhüllt. Tabourets mit kostbarer Stickerei standen umher und auf ihnen lag eine Masse kleiner Putzwaaren und zierlichen Geräthes aufgehäuft. Eine große silberne Vase stand auf dem Boden, halb verdeckt von einem prächtigen Bouquet Straußfedern, die nachlässig hingeworfen schienen und sich wie Thränenweiden über die Schlummerstätte eines kleinen Bologneser's beugten, der auf einem Kissen von rothem Atlas und in einen indischen Shawl gewickelt lag. Ein cho-

kolatfarbenes Windspiel von der zierlichsten Race stand aufmerksam die feinen Ohren gespitzt, die klugen und sanften Rehaugen unbeweglich auf den Eintretenden geheftet. Ein kostbares Gemälde von Boucher, den Tanz der Grazien vorstellend, lehnte an der Seitenwand und schien, mit einem blendenden Rahmen geziert, in diesem einfachen Gemache sich vergeblich nach einem ihm geziemenden Platz umzusehen; denn ein Theil der Wände trug noch an seinen unscheinbaren Tapeten den eben so unscheinbaren und gelehrten Putz des vorigen Bewohners dieser Räume. Ein kleines Bücherbret enthielt die Lieblingsschriften des Grafen, einige theologische Werke und Sammlungen geistlicher Lieder. Dicht darunter breitete sich ein alter vergelbter Kupferstich aus, stammend aus der elenden und dürftigen Schule irgend eines frommen Bilderfabrikanten des hallischen Waisenhauses, das Abendmahl des Herrn darstellend. Ihm zur Seite

zeigten sich die Bildnisse von Francke und Spener, das erstere ein Geschenk des frommen Herrn selbst und ein theures Andenken an die Jahre, wo der Graf in Halle studirte. Ein kleines Pult, in der Ecke des Fensters stehend, und nicht weit davon an der Wand eine Handorgel von der ihrer Zeit berühmten Arbeit des Italieners Luchisi, nebst einem Tisch und einigen Stühlen machten den ganzen ursprünglichen Hausrath dieses Zimmers aus, das eine schöne weitreichende Aussicht hatte. Johannes Watteville betrachtete mit einer Miene der Befremdung die Wandlung, die diese ihm so theuren Räume erfahren hatten; er sah sich vergeblich nach den fernen Gebirgen um, die gerade jetzt in einer günstigen Beleuchtung glänzten und die die Vorhänge verhüllten; sein Blick glitt vom Abendmahl des Herrn auf die nackten tanzenden Göttinnen, von der abgenutzten und von dem gelehrten Schweiß nächtlicher Arbeit ver-

dunkelten Lederdecke des Pults auf die Atlaskissen der Bergère, auf der die Gräfin lag. Sein Auge drückte keinen Unwillen aus. Als ein Mann, der in der Welt gelebt, wußte er, daß überall Widersprüche sich berühren, und daß die Pracht und der Luxus eben so wenig wie die gelehrte Umgebung des einsamen Anachoreten, wahre und untrügliche Maßstäbe für den Charakter des Menschen abgeben. Er hatte unter den schimmernden Farben der Mode, unter den lockenden Gebilden eines verwöhnten Geschmacks oft Seelen gefunden, die die apostolische Einfachheit der ersten christlichen Zeiten in sich trugen, während unter dem schwerfälligen Gerüste theologischen Pedantismus abschreckend die ganze erbärmliche Eitelkeit eines Weltkindes ihm entgegentrat.

Die Gräfin, als sie zufällig aufblickend den Mann in ihrem Zimmer gewahrte, legte die nouvelle Heloise, in der sie gelesen, bei Seite

und gab ihrem Gaste einen freundlichen Wink, sich neben sie zu setzen. Wie sind Sie mit mir zufrieden, lieber Freund, hub sie an. Hab' ich meine Sache gut gemacht?

Sie fragen mich, Gräfin, als wenn Sie eine Schauspielerin wären, und als wenn ich über Ihre Leistungen als einen solchen urtheilen sollte, sagte Johannes mit einem trocknen Lächeln.

Sein Sie nicht böse, Watteville, entgegnete die Gräfin, indem sie sich lebhaft aufrichtete und ihm die Hand reichte. Und dann nennen Sie mich Elisabeth — Schwester Elisabeth — wenn Sie wollen, und ich will Sie Bruder Johannes nennen. —

Wollen Sie das? rief Johannes und drückte die zarte Hand der Gräfin zwischen seinen beiden Händen mit jenem innigen und sehr wenig weltlich üblichen Gruß, den die Mitglieder der Gemeinde ziemlich allgemein angenommen hat-

ten. Nun dann, Schwester Elisabeth, ich hätte etwas mehr Wärme, etwas mehr Theilnahme des Herzens bei Ihrem Eintritt und Ihrer Aufnahme in unserem Kreise gewünscht.

Die Gräfin schlug die Augen nieder und erwiederte mit einem etwas unwilligen Tone: Mehr Wärme? — Die Leute sind mir fremd.

Sie sind Ihnen nicht fremd, Schwester. Es sind die erwählten Kinder Ihres Vaters — es sind Ihre Brüder, Ihre Schwestern. Jedes dieser theuren Wesen ist mit dem heiligsten Blute erkauft, und unzerreißbare Bande fesseln Sie an uns.

Sie scheinen mir fast alle arm und ungebildet.

Nach weltlichen Begriffen sind sie es auch, erwiederte Johannes. Aber was geht uns die Welt an? Was sie arm nennt, ist in unserm Sinne reich, was sie ungebildet schilt, nennen wir mit köstlichem Wissen begabt. Hätte wohl,

liebe Schwester, Ihr theurer Vater sich so viel Mühe gegeben, gerade diese Leute um sich zu sammeln, wenn er nicht irgend einen Keim des Unsterblichen in ihnen wahrgenommen? Er hatte die Auswahl unter seinen glänzendsten und gebildetsten Zeitgenossen.

Die Gräfin schwieg und sagte dann nach einer Pause: Theilen Sie mir doch etwas über die Entstehung der Gemeinde mit. Hat sie Privilegien? Darf sie sich so organisiren, wie sie sich jetzt organisirt hat? Ich glaube gehört zu haben, daß man meinem Vater von allen Seiten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat.

Noch so unwissend in unserer Sache? — rief Johannes mit einem trüben Lächeln, und gleich darauf, als bereute er, diesen Vorwurf gemacht zu haben, setzte er hinzu: Allerdings haben wir gekämpft, Ihr Vater an unserer Spitze. Wir setzten Alles ein gegen das Eine. Wir gaben freudig die Schätze der Ruhe und

der Gesundheit hin, um ewige Güter zu erwerben. Die Früchte, die die Gemeinde jetzt genießt, pflückten wir in schweren Zeiten vom Baume des Lebens.

Ich weiß das, rief die Gräfin, aber es ist keine Beantwortung meiner Frage. Wenn ich hier irgend eine Stelle behaupten soll, so muß ich wissen, ob die Regierungen mich schützen.

Gott wird sie schützen, Schwester.

Ich fürchte, hub die Gräfin wieder an, ich habe einen unüberlegten Schritt gethan. Als Sie mir in Paris den Brief meines Vaters übergaben, als Sie von dem Augenblick seines Sterbens und seinem letzten Willen in Betreff meiner sprachen, so übermannte mich eine in solchen Fällen verzeihliche Schwachheit des Enthusiasmus. Ich sah das Häuflein der Verlassenen, Heimathlosen, von der Welt Bedrängten, die in meinem Vater ihr Alles verloren hatten, vor mir, und ich brannte vor Verlangen,

diesen Armen wenigstens ein geringer Ersatz zu sein. Aus der Ferne betrachtet nehmen sich die Dinge anders aus. Was wußte ich, in Paris lebend, von diesem Dorfe? Was konnte meine Seele, umrauscht von den Vergnügungen der Hauptstadt, von den herben und strengen Pflichten wissen, die hier auf mich warteten? Obgleich nichts weniger als weltlich gesinnt, bin ich doch nicht so geistlich, daß ich es wagen sollte, einen Prophetenstuhl, der im Volk aufgerichtet und von den Regierungen gefährdet worden, zu besteigen.

Hat Ihr Vater nie mit Ihnen über seine Angelegenheiten gesprochen? fragte Johannes mit einem düstern Blick auf die schönen und belebten Züge der Gräfin.

Er hat's gethan, aber dies geschah vor meiner Verheirathung. Er glaubte in dem sechzehnjährigen Mädchen jenen leichtentzündbaren Schwärmergeist zu bemerken, der religiöse Ideen

auffaßt und fortbildet. Damals hätte ich auch die ganze Welt reformiren mögen. Meine Verheirathung drückte alles das nieder. Mein Mann liebte nichts weniger als Discurse über den Heiland; ich mußte ihm gehorchen, und während ich dem Manne näher trat, entfernte ich mich vom Vater. Als ich Wittwe wurde, suchte mich mein Vater von neuem. Er nahm mich mit auf einige seiner Reisen, und was ich von seinen Plänen und Absichten weiß, stammt aus jenen Zeiten, wo er oft Stunden lang mit mir sich besprach. Ich erfuhr, daß er aus manchen Ländern verwiesen worden, daß er die Grenze anderer Staaten nur unter gewissen Bedingungen betreten durfte, die jedoch einzugehen er sich weigerte. Ich las den Namen Zinzendorff, diesen stolzen Namen, der sich mit fürstlichen Kronen vereinigen durfte, an der Spitze von schmuzigen Pamphlets, die ich auf dem Boulevard du Temple ausrufen hörte. Alles dieses drückte

meine Verehrung für meinen Vater nicht nieder. Ich wußte, daß er das Beste wollte und daß sein großes und edles Herz auf das unwürdigste verleumdet wurde, aber ich hütete mich wohl, mich in den Streit einzulassen. Mein Vater, von seiner anfänglichen schwärmerischen Vorliebe für mich zurückgekommen, schien auch gar nicht die Absicht zu haben, mich irgendwo in seinen Angelegenheiten brauchen zu wollen; ich empfing die letzte Zeit nur selten Briefe von ihm und diese behandelten nur im strengsten Sinne Familiensachen. Wie soll ich also wissen, bis zu welchem Punkte seine Arbeiten gediehen sind, an welcher Stelle der Faden riß, den ich wieder anzuknüpfen gekommen bin? —

Sie sollen Alles erfahren, erwiederte Johannes. Ich werde Ihnen einen Auszug unserer Papiere vorlegen. Nicht der geringste Umstand, die Gemeinde betreffend, soll, wenn Sie es verlangen, Ihnen unbekannt bleiben. Als Haupt-

grundsatz, als die stützende Säule gleichsam unsers Wirkens, geht daraus hervor, daß Ihr Vater nie beabsichtigte, sich von der Lutherisch-Evangelischen Lehre, wie die Augsburgische Confession sie befestigt hat, zu trennen. Wir können also die Decrete aller Regierungen protestantischer Lande für die Rechtmäßigkeit unserer Gemeinschaft, die keine besondere Kirche sein will, aufweisen. Unsere Absicht geht nur dahin, die glühende Liebeskraft der ersten apostolischen Zeiten, vor den Concilien und Kirchenspaltungen, in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder aufzufrischen, und als Born dieser Liebeskraft sehen wir Gott an, den in Liebe sich uns opfernden Gott, jenes Lamm, das der Welt Sünde trägt. In diesem Bande der Liebe treten wir zusammen und arbeiten und sind thätig. Die Regierungen, die uns beschützen wollen, finden an uns stille, fleißige Bürger, die sich dem weltlichen Gesetze fügen; die Kirche hat an uns

eifrige Kinder, die in ferne Zonen pilgern, ohne Murren Elend und Noth ertragen, um das Wort der Liebe den Heiden zu predigen. In allem diesen ist kein Aufruhr, keine Gesetzlosigkeit zu finden; aber ehe wir es so weit gebracht haben, ehe es uns gelang, die schlechten Elemente zu sondern, den Enthusiasmus und die Thorheit von unsern Schranken abzuwehren, ehe wir es so weit brachten, die Regierungen über unsere Zwecke aufzuklären und ihren Argwohn zu beschwichtigen, hat manche kummervolle und schlaflose Nacht uns blutige Thränen weinen lassen, Thränen, die Gott sah und Gott gerichtet hat. Sie sind nicht umsonst vergossen. Doch damit nicht die alte Finsterniß wieder einbreche, damit nicht wieder einstürze, was wir mühsam bauten, ist es nothwendig, daß ein einiger Wille uns beherrsche und eine sichtbare Hand die Unmündigen leite. Diese Hand erfasse ich eben, meine Schwester, und

ich lasse sie nicht los — nein, nein, ich lasse sie nicht wieder los.

Die Gräfin ließ ihre Hand zitternd in der Rechten des Mannes ruhen, der sie mit seinen ernsten, von einer glühenden Andacht belebten Blicken forschend ansah. Elisabeth, setzte er nach einer Pause hinzu, können Sie uns verlassen, Sie, die Tochter des Mannes, der uns mit seinem Herzblut erkaufte; der der Welt Ehre und Freude für uns dahingab; der auf Sie, auf Ihr jugendliches Haupt, auf Ihr frisches unverdorbenes Herz seine Hoffnung setzte?

Wenn sie Alle so dächten, wie Sie, Johannes, rief die Gräfin mit bebender Stimme, wie gerne wohnte ich dann hier.

Sie denken Alle so, entgegnete Watteville. Glauben Sie mir, sie denken so. Unter diesen unscheinbaren Hüllen schlagen wackere, auserwählte Herzen. Diese Gesichter, von Runzeln durchfurcht, mit langen Bärten und ungeglät=

teter Haut, sie Alle tragen den köstlichen Zug der Herzensehrlichkeit an sich. Ihre Liebesversicherungen sind wirklich Versicherungen der Liebe, ihre Küsse werden nicht wie die Küsse der Welt, von falschen Lippen auf falsche Lippen gedrückt, ihre Worte sind einfach, aber wahr. Prüfen Sie nun, und sehen Sie dann, was an Ihnen ist, nur fordern Sie nicht, was wir nicht haben — die Formen der Welt.

Die Gräfin neigte ihr Haupt sanft zur Seite, wie in Träumereien und leise Zweifel verloren, dann richtete sie sich auf. Ein lebhaftes Feuer blitzte in ihren Augen, und sie rief, indem sie ihre Hand dem Manne reichte: Wie dem auch sei, ich bin nun hier, und ich werde bleiben! So Gott will, werde ich das Vertrauen meines Vaters nicht täuschen. Stehen Sie mir nur zur Seite, Johannes. Verlassen Sie mich nicht.

Gewißlich nicht, meine gute Schwester, rief

Johannes und Thränen perlten aus seinen Augen. Wo Sie sind, werde auch ich sein, und wo wir Beide sind, wird auch der sein, von dessen heiligem Namen unser Gespräch ausging und bei dem es jetzt endet.

Wenige Tage nach dem obigen Gespräch gab die Gräfin ihrem Kammermädchen den Auftrag, einige Schwestern zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft einzuladen. Sie folgte darin dem Wunsche von Johannes, der ihr bemerkbar gemacht, daß sie wohl daran thue, die Scheidewand des Ranges zu durchbrechen und die ansehnlichsten Mitglieder der Gemeinde unter vertrauten Verhältnissen kennen zu lernen.

Also Jungfer Lebrechtin? fragte Sibylle.

Nicht Jungfer, hier ist Alles Schwester, entgegnete die Gräfin.

Wie, gnädige Frau, rief Sibylle erschreckt, es gibt keine Jungfern hier im Orte?

Thue, wie ich Dir gesagt, entgegnete die Gräfin. Hier auf dem Papier wirst Du die Namen noch einiger Personen finden. Geh' zu ihnen, sprich gesittet und freundlich mit ihnen, grüße sie von mir, und bitte sie, daß sie heute Nachmittag zu mir kommen.

Sibylle entfernte sich kopfschüttelnd und das Ergebniß ihrer Bemühungen zeigte sich gegen Abend, wo das Zimmer der Gräfin sich mit den Personen füllte, deren Namen auf dem Papier gestanden hatten. Da waren Caroline Lebrechtin und Barbara Siegbertin, zwei Frauen aus dem Ehe-Chor; da waren Christiane und Perpetua Timme, zwei ehrwürdige Jungfrauen aus dem Chor der ledigen Schwestern; da war Libussa Nohatz, eine alte Böhmin, mit einem scharfgeschnittenen strengen Profil, einem Profil, wie man sie auf antiken Gemmen findet; da

war ferner Bruder Peter Liborius, ein Mann von umfangreichem Wissen und großen Kenntnissen. Außer diesen noch einige Andere, die aber nichts Ausgezeichnetes an sich hatten, außer daß ihre Verbeugungen noch linkischer waren, als die ihrer Mitbrüder und Mitschwestern und daß sie in noch kürzerer Zeit eine große Masse des Gebackenen verschwinden machten und ihren Becher mit Thee leerten, ohne dazu ein Wort zu sprechen. Johannes, der die Lebensgeschichte der meisten der Anwesenden kannte, hatte die Gräfin mit den interessantesten Einzelheiten bekannt gemacht. Ohne diese Mittheilungen wäre es ihr auch unmöglich gewesen, sich mit ihren Gästen ernstlich zu beschäftigen; jetzt aber wußte sie von diesen seltsamen Gestalten so viele warme und innige Züge des Herzens, so viel Charakteristisches, daß diese stummen Bilder für sie nicht mehr stumm waren. Die beiden Frauen, Lebrecht und Siegbert, waren in der Welt Ne-

benbuhlerinnen in der Liebe zu demselben Manne gewesen. Caroline war schön, Barbara aber intriguant. Mehr als einmal war Caroline auf dem Punkte gewesen, zu siegen, aber immer hatte ihr Barbara die Palme wieder entwunden und endlich den geliebten Mann gewonnen. Carolinen's Leben war vernichtet; sie war die innig Liebende und der Mann ihrer Wahl war der Coquetten zugefallen; von Glück für sie konnte nicht mehr die Rede sein. Sie starb nicht am gebrochenen Herzen, aber sie setzte das kleine graue Häubchen der mährischen Schwestern auf und wurde ein stilles Opferlamm. Nach einigen Jahren des Rausches der weltlichen Liebe und der thörichten Freuden, die sie bietet, klopfte eines Abends an die Zelle Carolinens die kleine Hand einer kranken, blassen Frau. Es war Barbara, welche Wittwe geworden und die nun kam, um ebenfalls den Heiland zu lieben. Eine Andere als eine mäh-

rische Schwester würde Barbara von ihrer Schwelle gewiesen haben, aber Caroline nahm sie auf und seitdem hat Barbara keine treuere Freundin als Caroline. Jetzt sind Beide kleine, blasse, stille Frauen geworden; ihre magern Hände drücken einander oft leise und heimlich, als wollten sie die Zärtlichkeit ihrer alten Herzen vor der Welt nicht sehen lassen. Sie thun auch Recht daran, denn die Welt würde ihnen nicht glauben.

Die beiden Schwestern Christiane und Perpetua waren zum Grafen Zinzendorff gekommen unter ähnlichen Umständen wie die Samariterin zu Christus. Auch sie arbeiteten um Tagelohn und durch goldene Worte, zufällig angehört, hatten sie vom Staub der Arbeit sich hinweggewendet, um in Stille Gott zu dienen. Auf einem seiner einsamen Spaziergänge hatte der Graf sie gefunden, wie die Eine unter der Last eines Bündels trocknen Reisigs fast erlag,

die Andere mit wunden Füßen sich hinschleppte. Sie lebten jetzt in Ruhe und behaglich arbeitend, aber es waren aus ihnen keine reizenden Geschöpfe geworden. Sie waren scheu, ernsthaft und hatten das Ansehen übelwollender alter Jungfern. Die thätige Menschenliebe in ihrem Herzen sah ihnen Niemand an. — Herr Peter Liborius war Professor in Upsala gewesen, dort hatte er den Grafen predigen gehört und dieser Mann der Wissenschaft, dieser Mann der classischen Latinität, dieses Licht der Gelehrsamkeit war unter die mährischen Brüder gegangen, indem er auf Alles verzichtete, was die Welt als Ehrenbezeigungen für ihn bereit halten mochte. Alles Eitle hatte er hinter sich gelassen, Alles, nur nicht den lateinischen Autor, an dessen Erklärung er sein Leben gesetzt, und dies war der Tacitus. Mitten unter den frommen Gesängen, den rührenden Liebesklagen an den Heiland, den Siegeshymnen über die Erlösung,

dachte er an die merkwürdige Stelle im Tacitus, über die er mit seinem Collegen, dem gelehrten Dr. Arnold, zerfallen war. Er haßte Niemanden, aber er liebte einen Menschen auf der weiten Gotteswelt nicht, und dieser eine Mensch war der Dr. Arnold, der behauptet hatte, die einzige richtige Erklärung jener Stelle im Tacitus gefunden zu haben. Diese vermessene Behauptung konnte ihm Peter Liborius nie verzeihen und es gab immer eine sehr elende, sehr betrübte Zeit, wenn Peter Liborius zum Abendmahl gehen wollte und der vorgesetzte Bruder ihn fragte, wie es nun stände in seinem Herzen in Betreff des Dr. Arnold. Dann pflegte Liborius nachzusehen, ob die Thüre des Kämmerleins auch recht verschlossen, um ja Niemandem ein Aergerniß zu geben, und dann gestand er leise, wie er an den Dr. Arnold geschrieben, wie er ihn unter heißen Thränen gebeten, seine störrische Ansicht aufzugeben, wie

aber jener Doctor, in der Welt lebend, auf die weltliche Ehre nicht habe verzichten wollen, und er, Liborius, könne nun eben auch nicht anders als auf seinem Satz bestehen, und der Doctor bleibe immer und ewig sein Gegner. Unter diesen Umständen ging Peter Liborius an den Tisch des Herrn, aber er lag acht Wochen darauf krank und kämpfte mit dem Tode.

Am anziehendsten für die Gräfin war die alte Böhmin Libussa. Ein echtes Kind ihres Volkes war sie stolz, kalt und eigensinnig. Von diesen irdischen Eigenschaften hatte die Religion der Liebe nur das Rohe, Wilde nehmen, nicht ihren eigenthümlichen Reiz verwischen können. So wie die Spuren einer ungewöhnlichen Schönheit noch in den edlen Zügen der alten Böhmin bemerkbar waren, so bezeichneten auch ihre kargen Worte das Selbstgefühl ihrer Ideen und die freie Unabhängigkeit ihrer Ansichten. Sie stammte aus einem ansehnlichen bürgerlichen

Geschlechte. Die großen Reichthümer, die ihre Familie besessen, hatten hohe Aemter, ehrenvolle Rangstellen der Sippschaft zugeeignet. Seit geraumer Zeit war jedoch der Stamm in Armuth und Elend versunken. Mit den Trümmern ihres Vermögens hatte sich Libussa hierher gerettet und sich und ihren Enkel, diesen Abgott ihres alten Herzens, in die Gemeinde aufnehmen lassen. Der Jüngling, kaum sechszehn Jahre alt, war doch schon würdig gefunden worden, einige nicht unwichtige Aufträge zu besorgen und jetzt gerade befand er sich auf der Heimreise, um das Loos über sich werfen zu lassen, ob der Heiland ihn würdig finde, in diesen jungen Jahren schon eine Mission zu übernehmen. Man kann sich denken, wie die Alte zitterte, wenn sie an diese Reise ihres Enkels dachte, und sie dachte immer daran, Tag und Nacht — zu jeder Stunde. Das Ziel dieser Mission war die Insel St. Thomas. Nichts in der Welt

war im Stande, die Alte so zu beschäftigen, als diese Insel, von deren Existenz sie vor wenigen Monaten noch nichts wußte. Jetzt war sie jedoch das Heimathland aller ihrer Gedanken und Träume. Wie eine zärtliche Mutter die kleine Kammer aufputzt, wo ihr Sohn wohnen soll, wie sie immer noch hie und da ein Plätzchen findet, wo ein bequemes Möbel, eine kleine Zierrath, ein nützliches Geräthe hinpaßt, so machte es die Alte mit der Insel St. Thomas. Sie war so genau von der Beschaffenheit des Bodens, den Eigenschaften der schwarzen heidnischen Bewohner, den Einflüssen des Himmels und den Gefahren der Küste unterrichtet, daß ein erfahrener Handelsschiffer der dänischen Compagnie es nicht besser hätte sein können. Den Schatz ihrer alten Erinnerungen, die Genüsse und Freuden ihrer Jugend, ihr Brautstand und den Mann ihrer Liebe schien sie aus dem Gedächtniß verbannt zu haben, lediglich um

der Insel St. Thomas den leergewordenen Platz in ihren Phantasien einzuräumen. Man sah sie zerstreut und launenvoll einhergehen, und Alles, was sie sah, bezog sie auf die Insel St. Thomas. Wollte es dahin durchaus nicht passen, so interessirte es sie nicht, und sie ging kalt vorüber. Eine getaufte Negerin, ein böswilliges, schlaues Geschöpf, hatte sich unter diesen Umständen an unsere gute Alte gedrängt, um ihr halb schmeichelnd, halb mit offenkundigem Betrug Geld abzulocken. Libussa merkte das, aber sie verzieh der Negerin, weil sie aus St. Thomas stammte und vielleicht durch irgend ein wunderbares Zusammentreffen ihr Enkel doch noch Nutzen ziehen könnte von der intimen Bekanntschaft der Großmutter mit dem schwarzen Weibe.

Auch jetzt, als sie mit den Andern im Zimmer der Gräfin saß, beschäftigte sie sich, in einen Winkel zurückgezogen, eine alte, durch viele Brüche fast unkenntlich gewordene Karte

aus dem Busen zu ziehen, und auf dieser Karte, welche die Insel St. Thomas vorstellte, eifrig gewisse Gegenden mit dem runzlichen Finger zu durchwandern. Ihre große, mit blauen Gläsern ausgestattete Brille thronte dabei auf der prächtigen, großen, nach dem edelsten Muster geschnittenen Nase. Die Gespräche im Zimmer beschäftigten sie nicht; als sie murmelnd die Karte bei Seite legte, nahm sie eine Art grober Stickerei zur Hand, blickte aber dabei immer seitwärts auf die Karte. Man sah, sie war wieder in St. Thomas.

Ein einziger Gegenstand vermochte doch ihre Aufmerksamkeit, aber das nur auf einen Augenblick, abzulenken, und dies war eine Scene, die jetzt im Zimmer, unter ziemlich auffallenden Umständen, sich ereignete. Johannes Wattewille wurde herausgerufen, indem man ihm meldete, im Vorsaal stehe ein Mann, der ihn zu sprechen wünsche. Bald darauf hörte man einen

lauten Wortwechsel, eine fremde Stimme schrie einige Scheltworte, über die sich die anwesenden Schwestern entsetzten; endlich ging die Thür auf und Johannes erschien und hinter ihm eine Gestalt, die im düstern Lichte des Vorsaals nicht recht zu erkennen war. Nur Einer im Zimmer erkannte diese Gestalt, trotz der Dunkelheit und ihrer versteckten Stellung, und dieser Eine war Herr Peter Liborius. Er stand von seinem Stuhle auf und nahm eine so erhabene und streitsüchtige Stellung an, wie er sie ohne Zweifel angenommen hatte, als er die einzig richtige Deutung jener denkwürdigen Stelle im Tacitus niederschrieb und damit die Welt staunen machte. Mit der linken Hand klopfte er die Kuchenreste von seinem sauber gefältelten Jabot ab, mit der rechten grub er sich in die Falten seiner unscheinbaren dunkeln Weste ein. Dabei sah sein Antlitz mit einer stolzen Wendung lächelnd in die Höhe. In dieser Stellung

hatte er sich malen lassen und so prangte er in dem großen Saale der Universität. „Wer da auch komme,“ rief er laut, „ich bin gerüstet.“ Eine Stimme aus dem Dunkel erwiederte darauf: „Wenn ich gewußt hätte, ihn hier zu treffen, wäre ich nicht gekommen.“ Der Fremde blieb draußen und Peter Liborius in seiner siegreichen Gemälde-Stellung innen; Keiner wollte die Schwelle überschreiten, um dem Andern zu nahen, denn auf dieser Schwelle lag der Tacitus und das fatale Capitel mit der berüchtigten Stelle.

„Ich hätte ihn eher am Ende der Welt vermuthet als hier!“ rief die Stimme draußen, und Peter Liborius antwortete darauf nur durch ein noch siegreicheres Lächeln und durch eine noch weiter vorgestreckte sieghafte Stellung des rechten Beins. Er war wirklich wieder der alte Peter Liborius, der Stolz und das Entzücken der Wissenschaft, das erhabene Vor-

bild der Jugend, der Liebling Clio's. Aber dieser Aufschwung dauerte nur wenige Secunden. Nachdem er sich am Anblick seines ehemaligen Feindes gesättigt hatte, schien etwas in seinem Innern vorzugehen, das da machte, daß der Rücken seine gerade Haltung verlor, daß die Rechte nicht mehr so wild im Jabot wühlte und daß endlich das sieghafte Bein sich langsam und bescheiden zurückzog. Herr Peter Liborius dachte an die nun bald wieder eintretende Feier des heiligen Nachtmahls und an die Qualen, die er stets um diese Zeit zu leiden hatte. Jetzt stand der Schöpfer dieser Qualen vor seinen Blicken, jetzt war eine Möglichkeit, einem immer wiederkehrenden Jammer mit einem Streiche ein Ende zu machen und indem diese Ueberzeugung in der Seele des Professors aufstieg und sich befestigte, flog er, wie Cäsar über den Rubicon, über die Schwelle und breitete seine Arme gegen die dunkle Gestalt seines Widersachers aus.

Ich wußte, daß Sie so handeln würden, Bruder, rief Johannes mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung zitterte.

Liborius hörte diese Worte nicht, denn er lag an der Brust seines Feindes und netzte sie mit Thränen.

Liebet die euch verfolgen, segnet die euch fluchen! rief Johannes. Dr. Arnold trat jetzt ins Zimmer, und so heftig erschüttert war er von Liborius' Empfange, daß er Niemanden beachtete, Niemanden zu sehen schien, als nur seinen einstigen erbitterten Feind, der jetzt den ersten Schritt gethan hatte, ihn mit Liebe zu umfangen. Sie setzten sich neben einander hin und sahen sich lange ernsthaft und schweigend in's Gesicht, dann brachte Jeder seine Tabatiere hervor und bot dem Andern eine Prise an. Sie schlugen zu gleicher Zeit ihre Tabatieren zu und dies gab einen dumpfen, feierlichen Klang, dann blickten sie sich nochmals, aber schon mit zärt=

lichern Blicken an, und dann lagen sie sich wieder in den Armen. Endlich erwachte in ihnen das Bewußtsein, daß das Zimmer um sie her voll Leute sei, und jetzt erhob sich Liborius, nahm den Doctor bei der Hand und führte ihn zur Gräfin, indem er sagte: Hier stelle ich Ihnen, Schwester Bruce, den berühmten Dr. Arnold vor, einen ehrenwerthen Mann, der zugleich der beste jetzt lebende Lateiner ist.

Nein, nein, erwiederte der Vorgestellte lächelnd, der beste bin ich nicht. Ich will mit keiner eitlen Lüge in diesen Kreis aufgenommen sein. Der beste Lateiner ist mein Freund Peter Liborius.

Nie strahlte das Antlitz des guten Gelehrten in einem freundlichern Glanze, als da diese Worte über die Lippen des berühmten Commentatoren gingen.

Fahren Sie fort, meine Herren, vereint zu

wirken, entgegnete die Gräfin, und die Welt wird diese Stunde segnen.

Die Welt? gnädige Dame, rief Arnold — ich frage nichts mehr nach der Welt. Ob sie mich segnet, ob sie mir flucht, das soll mir gleich sein. Am Sterbelager eines einzigen geliebten Kindes hat sich eine Wandlung mit mir zugetragen. Ich suche den Frieden, den die Welt nicht gibt, und will sehen, ob ich ihn in diesem Hafen finde. Liegt nicht das alte Schiff dort auch hier vor Anker? Und einst segelte es doch frisch und prunkend auf der Woge der Welt, und führte stolze Sprüche auf seinen bunten Flaggen.

Diesen Scherz beantwortete Liborius mit einem lächelnden Kopfnicken. Er konnte nicht aufhören, mit entzückter Miene den Doctor zu betrachten, und erzählte jedem Anwesenden, daß es ohne alle Frage der beste Lateiner, der gründlichste Gelehrte seiner Zeit sei, der jetzt in ih-

rem Kreise lebe, eine Nachricht, für die die beiden Wittwen und die Schwestern Christiane und Perpetua sehr wenig Sinn bezeigten.

Als sich die übrigen Gäste entfernt hatten, näherte sich die Gräfin der alten Libussa, indem sie fragte, was auf dem Papier enthalten sei, das sie eben in die Tasche gesteckt.

Was darauf enthalten ist? fragte die Alte. Meine Insel. Was soll's anders sein? Die andern Theile der Welt gehen mich nichts an.

Könnt Ihr Euch auf einer Karte zurecht finden?

Früher konnte ich's nicht, aber jetzt kann ich's, entgegnete die Alte in einem strengen, triumphirenden Tone. Ich hab' es eben lernen müssen. Da half nichts.

Ihr geht spät in die Schule.

Und so sollte es sein. Als ich jung war, konnte es kein einfältigeres und thörichteres Ding geben als Libussa Nellis. Die Nellis

hatten das Alle in ihrer Art; die Mädchen nichtsnutzig, aber die Weiber brav. Es gibt ein altes Sprüchwort in unserer Familie: Wer eine Nellis will freien, pflück' sie welk vom Baume.

Sind die Männer ebenso geartet?

Einige trinken, erwiederte Libussa verdrießlich. Im Ganzen sind wir mit ihnen zufrieden. Es sind nun eben Männer.

Ihr liebt wohl Euren Enkel recht herzlich?

Die Alte fand nicht für nöthig, auf eine solche Frage zu antworten. Sie klopfte nur an die Tasche, um zu fühlen, ob ihre Brille schon drinne steckte, dann machte sie Anstalten, einen ceremoniösen Abschied zu nehmen. Sie fing an, mit dem Kopf zu wackeln und machte eine unruhige kleine Recognoscirung, ob die Falten ihres geblümten Halstuches und ihres Leibchens von gestreiftem Kattun auch in der

gehörigen Ordnung waren, dann faßte sie mit den äußersten Fingerspitzen beider Hände den Rock, breitete ihn von einander und brachte in dieser Attitude einen unbegreiflich tiefen und ungewöhnlich feierlichen und respectvollen Knix zuwege, indem sie zugleich für die genossene Bewirthung dankte. Die Gräfin reichte ihr die Hand und sagte: Meine Gute, es wird mich freuen, wenn Sie öfters kommen, mich zu besuchen.

Das würde sich nicht schicken, erwiederte die Alte sehr ernsthaft.

Und wenn Ihr Enkel kommt, so bringen Sie ihn mit.

Die Erwähnung des Enkels versenkte die Alte plötzlich wieder so tief in ihre Träumereien, daß sie zerstreut stehen blieb, in ihr Halstuch griff, um zu fühlen, ob die Karte noch da läge, und dann zur Seitentasche überging, wo die

Brille lag, und nachdem sie öfters von der Karte zur Brille und von dieser wiederum zu jener übergegangen war, murmelte sie, daß doch nichts verrätherischer und tückischer sei als jene Neger, und daß die schwarze Line, so hieß ihre Vertraute, allein eine Ausnahme mache. Mit diesem Selbstgespräch ging sie zur Thüre hinaus.

Die Gräfin war überrascht von diesen seltenen Beispielen der Selbstverleugnung und Demuth. Sie sah den gelehrten Stolz, eine der reizbarsten und harnäckigsten Arten des auf der Erde so reichlich verbreiteten Stolzes, besiegt, ebenso die Eifersucht und den Zorn der Liebe. Ein Oel, das diese stets unruhigen Wogen der Menschenbrust stillte, mußte nothwendig von einer wundervollen Kraft sein. Die Gemeinde, wie jede aus dem Streit sich entwickelnde Kraft,

besaß damals noch ihre ganze frische Energie. Die Ueberzeugung machte sich in desto großartigern Formen geltend, je näher sie dem Märtyrerthum stand, und es war nichts Seltenes unter diesem Häuflein sich absondernder Frommen, jene glühende Begeisterung, jenen starken und unbeugsamen Prophetenmuth zu finden, wie er die ersten christlichen Gemeinden bei ihrem verbotenen Gottesdienst in den Katakomben von Rom beseelte. Nebenbei machte sich aber auch Entartung und Fieberwahn Platz. Gutmüthige, aber gemeine Naturen drückten die erhabenen Aufflüge der bessern Geister nieder und trotz der Bemühungen einsichtsvoller und thätiger Männer wollte kein Ganzes sich gestalten. Selbst der einförmigen Kleidertracht widersetzten sich die Meisten und das damalige Herrnhut bildete eine Musterkarte von den fremdartigsten Costümen, sowie es eine Auswahl von den seltsamsten Charakteren darbot, von dem erhabenen

Fanatismus des Propheten bis zur gemeinen Heuchelei des Eigennutzes eines Sklaven.

Johannes, der seine Heerde kannte, wünschte, daß die Gräfin nur die Besseren und Besten kennen lerne, und so führte er ihr nach und nach zwei Drittheile der Gemeinde vor. Es gelang ihm, eine ziemlich enge Verbindung zu Stande zu bringen. Die Gräfin nahm sich thätig der Angelegenheiten des Ehe-Chors an, sie ebnete manches Mißverhältniß und beseitigte öfters Streitigkeiten und Verfeindungen. Durch die eigenthümliche Milde ihres Wesens, durch die gewinnenden Formen ihres Umgangs fesselte sie eine Menge junger Mädchen an sich, die ihr mit schwärmerischem Entzücken dienten und für die ein Wink ihres Auges Befehl war. Manche häßliche, kleinliche oder abgeschmackte Sitte verschwand allmählig; einige zügellose, fanatische alte Weiber mußten die Gemeinde verlassen, und mit ihnen gingen Die fort, die nur

irdischen Vortheil suchten und bei der Welt die Reinheit der Gesinnung der Andern verdächtigten. Dennoch aber war noch viel Arbeit übrig. Johannes, der über die Fortschritte des Gemeinwesens glücklich war, konnte jetzt Zeit erübrigen, um eine Reise zu einer entfernten Colonie anzutreten. Er ging mit frohem Herzen, denn die Gräfin hatte ihm versprochen, daß sie bleiben wolle. Hätte er gewußt, welche Gäste bald nach seiner Abreise in Herrnhut eintreffen würden, er wäre nicht mit so leichtem Muth geschieden.

Sibylle, die ihre junge Gebieterin aufmerksam beobachtete, wußte bald, wie es um deren eigentliche Gemüthsstimmung stand. Es gab Augenblicke, wo die Gräfin eine Melancholie zeigte, die durch nichts zu zerstreuen war. Sie lag dann Stundenlang auf dem Sopha, und indem sie den sonst so regelmäßig verschlossenen Vorhang öffnen ließ, blickte ihr Auge auf die

einsame Gegend, auf die Linien des fernen Gebirges, und die tiefe Stille dieses Gemäldes, das sich immer gleich blieb, machte auf die Seele der schönen Frau den Eindruck der Ermattung und des Trübsinnes. Bei dem herannahenden Herbste wurde die Färbung und der Charakter der Gegend noch einförmiger. Die Nebel, die sich auf die Ferne zu lagern begannen, hatten in ihrem kalten und nassen Duft etwas unendlich Melancholisches; der ganze trübselige Jammer eines schlesischen Winters, verbracht in einer kleinen Provinzialstadt, schien immer näher und näher zu rücken. Wurden frühzeitig die Kerzen im Gesellschaftszimmer angezündet, so war keine Hoffnung da, daß irgend eine Stunde des langen Abends in heiterer Zerstreuung verfließe. Die musikalischen Uebungen, die die Gräfin leitete, und bei denen sie von einer Menge junger Mädchen umgeben war, wollten nicht recht vorwärts, und der Streit der

Lehrerinnen, die Einförmigkeit der geistlichen Gesangstücke und die nicht zu bezwingende Scheu einiger Schülerinnen gaben eben so viel Ursachen her, daß das Interesse der Gräfin nachließ und ihr Eifer sich verminderte. Sie vermißte Johannes, denn mit diesem hatte sie nicht allein über die Gemeinde, sondern auch über manche Zweige der Kunst und Wissenschaft, sowie über Politik und Vorfälle in der Welt sprechen können. Jetzt hatte sie Niemanden. Die Briefe und Schriften ihres Vaters, die sie durchzulesen und theilweise zu studiren Johannes versprochen hatte, bildeten auf die Länge der Zeit ebenfalls eine beengende Lecture, wo immer ein Gefühl und ein Gedanke den Mittelpunkt ausmachte, um den sich Moral und Geschichte drehte.

An einem dieser trübseligen Abende, an welchem die Gräfin, Migraine vorschützend, sich zurückgezogen hatte, stürzte Sibylle zu ihr mit

dem Ausruf: der Marquis ist da! „Du träumst wol,“ entgegnete die Gräfin auffahrend. — Nein, nein, jubelte die Zofe. Und was noch mehr ist, mit dem Marquis ist Madame Laballe und Theocrit Fontaines angelangt. Sie Alle sind im Gasthofe abgestiegen. Ich besuchte gerade die Schwester Lebrecht, die nebenbei wohnt, als ich die drei Wagen ankommen sah.

Ach, rief die Gräfin, welch eine Thorheit!

Sie kommen unsertwegen, rief Sibylle und klatschte in die Hände. Was triebe sie wohl sonst von Paris hierher?

Diese Worte waren noch nicht geendet, als die Thür aufgerissen wurde und eine kleine Dame, in einen weißen Spitzenschleier gehüllt, hereinflog und auf das Sopha der Gräfin zustürzte. Ein lautes Freudengebell der Hunde ließ sich aus allen Ecken des Zimmers hören und vermischte sich mit den Exclamationen Sibyllens und dem Schwall von Begrüßungen

der Frau von Laballe, die in den Armen ihrer Freundin lag.

Bring die Hunde weg, rief die Gräfin. Man hört kein Wort.

Das ist grausam, rief Sibylle, die Zemire freut sich so sehr, die Frau Baronin wiederzusehen, und Timon und Orest wollen auch etwas aus Paris erfahren.

Das kleine chokolatfarbene Windspiel bekräftigte diese Worte, indem es in den zierlichsten Sprüngen um das Sopha herumtanzte und aus Begierde, die kleine parfümirte Hand der Baronin zu liebkosen, den schwerfälligen Timon, der im Geklimper seiner Silberglöckchen und auf seinen kurzen, schwarzbraunen und verdrehten Füßen herangekrochen kam, fortwährend auf den Kopf trat. In diesen Lärm mischte sich der Eifer der Bedienten, die, Einer nach dem Andern, hereingestürzt kamen, um zu melden, daß drei Wagen mit Besuchen aus Paris an=

gelangt seien. Als endlich Alles, Kammermädchen, Bediente und Hunde bei Seite geschafft waren, saß die Gräfin mit der athemlosen Frau von Laballe auf dem Sopha und Beide sahen sich lächelnd und verwundert an.

Ist es möglich, Josephine, hub sie endlich an. Du hier, mein Engel! Und welche Merkwürdigkeit kommt Ihr zu sehen. Oder hat man in Paris ein lettre de cachet gegen Euch erhoben, und Ihr armen Geschöpfe flieht vor der Bastille bis hierher in die Einöden Schlesiens?

Du bist im Irrthum, entgegnete Frau von Laballe. Wir kommen nur Deinetwegen. Du weißt doch, daß Hypolit mit ist, und mein guter, alter, dicker Fontaines, der immer noch so lustig ist, immer noch so albern plaudert und so schön singt. Es hat Mühe gekostet, ihn mitzuschleppen. Er ist unbeschreiblich dick geworden, und dazu in der Musik in den Streit der Italiener und Altfranzosen verwickelt. Der arme

Fontaines; man hat gegen ihn eine Broschüre geschrieben, und seitdem schläft er nicht mehr gut und verdaut nicht mehr.

Was fang' ich nun mit Euch hier an? jammerte die Gräfin.

Laß uns nur frei herumlaufen, entgegnete Frau von Laballe. Wenn Du Deine frommen Versammlungen hältst, so schweifen wir unterdessen in der Gegend umher; den Abend kommen wir zusammen, singen, plaudern und treiben Possen.

Ihr denkt in einer Vorstadt von Paris zu sein.

Nein, das denken wir gewiß nicht. Glücklich, der Stadt entlaufen zu sein, wünschen wir nichts, als Freiheit, und wollen nichts sehen, nichts hören, als Dich — mein wunderliches Kind.

Und warum habt Ihr mir nicht ein Wort von Eurem Plan geschrieben?

Ich mache nie Pläne, mein Liebchen. Vor acht oder zehn Tagen saß ich in meiner Loge in der großen Oper und amüsirte mich bei einem Ballet vom ältern Lulli; da sehe ich mir gegenüber im Hintergrunde der Loge einen Mann stehen, der sehr bleich ist und seinen Blick auf mich gerichtet hält, als wolle er sagen: und du kannst heiter sein? Wie ich schärfer hinsehe, erkenne ich Hypolit. Nun fiel mir ein, daß ich diesen Mann, seitdem Du Paris verlassen, nirgend gesehen, ihm in keiner Gesellschaft begegnet war. Dein Bild und das seinige traten jetzt zusammen vor meine Seele. Wie ich noch über diesen Gegenstand grüble, tritt Hypolit in meine Loge. Er sagt mir, daß er einen Gesandtschaftsposten in Wien angenommen habe, und bietet mir an, eine Reise nach Deutschland zu machen. Gewiß, erwiedere ich, aber Sie müssen mir versprechen, mich nach Schlesien zu bringen. Nach Herrnhut, sagte er schnell.

Wann reisen wir? Uebermorgen. Jetzt vertiefte ich mich wieder in mein Ballet und verlor keine Biegung des schönen Beines von Mademoiselle Therese. Am andern Tage fand ich meinen guten Abbé mit seiner schändlichen Brochüre im Kampfe; was war schicklicher, als daß ich ihn mitnahm, und wenn Du dieses Zusammentreffen von Umständen einen Plan nennen willst, so hab' ich denn einen Plan gemacht. Hast Du heute Abend Cercle?

Cercle? lächelte die Gräfin. Hier hat man keine Cercles.

Desto besser, entgegnete Frau von Laballe, denn ich muß wie eine Eule aussehen, und könnte in der Geschwindigkeit kaum Toilette machen. Eure Landstraßen, mein Schatz, sind abscheulich. Das Purgatorium kann keine ärgern Plagen den französischen Sündern auferlegen als eine Reise nach Deutschland.

Mit diesen Worten verschwand Frau von

Laballe mit Sibyllen und ihren zwei eignen Kammermädchen in's Nebenzimmer und man hörte bald laute Befehle nach Pommade, Essenzen, Toilettenspiegeln verlangen, lauter Dinge, die in keiner Art von Vollkommenheit vorräthig waren. Unterdessen ging die Gräfin unruhig in ihrem Zimmer auf und ab, zwischendurch stille stehend und lauschend, ob nicht bekannte Tritte im Vorsaale sich hören ließen. Endlich vernahm sie diese und eine schnelle Röthe überflog ihr Antlitz. Ein hochgewachsener Mann trat herein von ungefähr dreißig Jahren. Seine Haltung war stolz und edel, die Züge seines regelmäßig schönen Gesichtes zeigten den Ausdruck einer furchtlosen Kälte und einer an Hohn grenzenden Sicherheit. Die starken sich berührenden Augenbrauen gaben den darunter glühenden Augen einen geheimnißvollen leidenschaftlichen Blick, und dieser Blick hatte bei aller Schärfe etwas Unstätes, Unsicheres, dem der

Charakter der übrigen Züge widersprach, denn den schönen Mund belebten die feinsten Linien des Lächelns eines Hofmanns, das stets mit leisem Spott gemischt war. Für den Beobachter war einc Physiognomie dieser Art ein interessantes Problem; für eine Frau, die da liebte, mochte sie den Inbegriff alles Geistreichen und Schönen enthalten. Der Blick der Gräfin hing mit einem nur schlecht verhehlten Ausdruck der Zärtlichkeit und Ueberraschung an seinen Zügen, während er ihre Hand an seine Lippen drückte und sich entschuldigte, daß seine Ungeduld ihm nicht erlaubt habe, diese Zusammenkunft bis morgen, zu einer passendern Stunde, zu verschieben. Er setzte noch einige Worte hinzu, als Frau von Laballe wieder eintrat und die Unterhaltung allgemein wurde.

Wo ist der Abbé? fragte die Gräfin.

Er pflegt seine zerschmetterten Gebeine auf dem Kanapee, entgegnete der Marquis, und ich

zweifle, ob ich morgen schon im Stande sein werde, ihn den Damen vorzustellen, so übel hat ihn ein Postwagen zugerichtet, den er auf der letzten Station nahm, weil er behauptete, es in meinem Wagen nicht länger aushalten zu können. Was mich betrifft, so bin ich eine solche Reise gewohnt.

Man sprach jetzt von Wien, dem künftigen Aufenthalt des Marquis, dann von Paris und den neuesten dortigen Ereignissen; der Zustand der Gesellschaft, die Vorfälle in den einzelnen Coterien seit der Abreise der Gräfin gaben reichen Stoff für die noch übrigen Stunden des Abends. Erst spät trennte man sich.

Das Leben der Gräfin nahm jetzt eine andere Gestalt an. Die Gäste aus Paris waren kaum eine Woche dagewesen, als sich Personen einfanden, die zu ihnen paßten, und so eine

Gesellschaft bildeten, die nicht die mindeste Aehnlichkeit hatte mit der ursprünglich am Orte ansässigen. Man kam zusammen, man scherzte, plauderte, machte Spaziergänge, musicirte und lachte, und alles Das auf jene ungezwungene Weise, wie sie reiche Müßiggänger damaliger Sitte unter sich eingeführt hatten. Niemandem fiel es ein, sich einen Zwang aufzulegen, um der kleinen Gemeinde, in deren Mitte man lebte, kein Aergerniß zu geben. Die Gräfin allein blieb ihren Pflichten treu, so viel dies möglich war bei dieser veränderten Umgebung. Die Zusammenkünfte in ihrem Hause gingen nach wie vor ihren Gang und es waren dazu Stunden festgesetzt, die die pariser Gesellschaft nicht stören durfte. Alle irgend wichtige Vorfälle in der Gemeinde meldete die Gräfin gewissenhaft ihrem Freunde und Berather Johannes, der dagegen ihr Aufmunterung und Belehrung sandte.

Aber es gehörte eine Festigkeit und Charakterstärke dazu, die sich selten in dem Busen einer Frau findet, um den wiederholten Angriffen der Gegner immerdar siegreich Widerstand zu leisten. Wäre die Gräfin aus Ueberzeugung der Sekte beigetreten, so hätte sie in ihrem Geiste und Gemüthe tausend Waffen gefunden, den Spöttereien ihrer Freunde den Eingang zu wehren; allein es hielt sie nur ihr gegebenes Wort, und gegen Manches, was der Marquis gegen die Frommen vorbrachte, wußte sie in der That nichts zu erwiedern. Sie blieb immer dabei, daß es gute und edle Menschen wären, aber dieser Grund galt bei dem Marquis nichts. In der Schule Diderot's und Voltaire's gebildet, führte er einen erbitterten Krieg gegen Alles, was sich religiöse Schwärmerei nannte, und was das Uebelste war, er führte diesen Krieg mit den Waffen eines Spottes, der, von der neuen Doctrin in den pariser Salons ausgehend, fast in ganz Europa

schon sich Eingang zu verschaffen gewußt hatte. Er disputirte mit der Gräfin oft Stunden lang und das Resultat dieser Discussionen war immer, daß sie auf Gründe nicht eingehen wollte, die ihr frivol und gefährlich schienen, und er dagegen die Gefühle des Wohlwollens und der Milde nicht für Beweise gelten lassen wollte. Sie sprechen ohne Erfahrung, rief sie einst ein wenig heftig. Sie gehen diesen Leuten aus dem Wege und nachher urtheilen Sie über sie, als wenn Sie sie durch und durch kennten.

Leider ist mir diese trübselige Richtung in der Menschennatur aus andern Beispielen schon hinlänglich bekannt, entgegnete Hyppolit. Die abscheuliche Sekte der Convulsionäre, die in Paris jetzt so überhand nimmt, läuft mit diesen armseligen Heuchlern beinahe auf Gleiches hinaus. Noch wenige Tage vor meiner Abreise sah ich, wie ein unglückliches Geschöpf von diesen mehr als teuflischen Fanatikern überredet

wurde, sich ans Kreuz heften zu lassen, und ich war Zeuge, wie das arme Opfer unter den gräßlichsten Qualen verblutete.

Dergleichen werden Sie hier vergeblich suchen, rief die Gräfin schaudernd.

Ich hörte schon von Excessen, die nahe an diesen Gipfel des Wahnsinns streifen, bemerkte der Marquis trocken. Er brach kurz ab und lenkte dann das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Mit dem Widerwillen, den der Marquis gegen die Frommen hegte, verband sich jedoch keine Art willkürlichen oder ungeziemenden Betragens gegen sie. Man sah ihn immerdar, wo er sich zeigte, ernst und kalt auftreten. Er besuchte mit der Gräfin einige Versammlungen sowie viele Fremde es thaten, die die Gemeinde kennen lernen wollten, aber nie entschlüpfte ihm ein spottendes Wort oder ein höhnendes Lächeln. Er betrachtete die albernsten Auftritte,

die wunderlichsten Zufälligkeiten so ruhig, als weilte sein Blick auf einem gleichgültigen Gegenstande, der durchaus nicht im Stande war, irgend einen Eindruck auf seine Seele zu machen; aber später in den Gesprächen mit der Gräfin goß er die ganze Fülle seines Sarkasmus aus, und dann bemerkte man, daß ihm auch nicht die geringste Ungebühr oder Lächerlichkeit entgangen war. Anders benahmen sich seine Begleiter. Frau von Laballe war ein kleines kindisches Geschöpf, das nichts so sehr liebte als zu lachen. Jeder Spaß, er mochte kommen, von wo er wollte, wenn er nur irgend neu war, erregte ihren Muthwillen, und da sie keine Ahnung davon hatte, daß irgend Jemand Rechte habe, die man respectiren müsse, so war sie schonungslos bis zum Extrem. In Paris hatte sie über alle Welt lachen dürfen, und hier sollte sie es nicht? Eine kleine Anzahl wunderlicher, sich absondernder Wesen, mit ihren gro-

tesken Sitten und Gesetzen, sollte das Privilegium haben, daß man nicht über sie lache? Dergleichen Zumuthung schien Frau von Laballe so zu amusiren, daß sie schon deswegen diese Exclusiven zur Zielscheibe ihrer Laune gemacht hätte. Das Einzige, was sie im Zaume hielt, war Elisabeths Bitte, denn der Freundin, die sie zärtlich liebte, konnte sie nichts verweigern. Aber fortwährend trieb sie ihren Muthwillen heimlich, und spornte den Abbé an, es ebenfalls zu thun. Sie sangen Lieder, ganz im Styl der herrnhutischen Gesänge, aber in einen grotesken Schluß ausgehend. Der Abbé componirte Couplets und lange schmachtende Arien, die Frau von Laballe unter tragikomischen Gesten absang. Wenn eine Versammlung im Gemeindesaale stattfand, so hielten die pariser Gäste eine ähnliche, aber burleske Vereinigung in einem der Zimmer ihres Gasthauses, und die klagendste Musik begleitete die in die tollste Grimasse ver-

zerrten Gebräuche der Sekte. Von allem Diesem wußte und erfuhr die Gräfin nichts. Zwei junge Italiener von vornehmem Stande, die sich auf Reisen befanden und zu einem Besuche auf dem Schlosse zu Barby lebten, kamen ebenfalls herüber, und halfen die Possen ausführen. Da sie, wie die Meisten ihrer Nation, das Talent hatten, zu improvisiren, dabei gute Bouffons waren und Charaktere und Personen belustigend nachzuäffen verstanden, so fielen ihnen die komischen Rollen zu und die ergötzlichsten Farcen wurden unter ihrer Leitung ausgeführt. Anfangs waren diese Scherze unschuldig, aber es dauerte nicht lange, als sie einen böswilligen Charakter annahmen. Man begnügte sich nicht, unter einander Possen zu treiben, sondern man suchte einzelne, mehr wie die andern zugängliche Mitglieder der Gemeinde in den Kreis zu ziehen, um sie entweder zu bekehren oder sie zu necken und zu höhnen. An

komischen Individuen fehlte es nicht, und manche schwache Seele wurde fortwährend zum Narren gehalten, ohne daß sie das Geringste merkte.

Von diesem Treiben gänzlich entfernt lebte die alte Libussa ihre Tage still vor sich hin. Zu stolz und zu bequem, den Einladungen der Gräfin so oft wie die Andern Genüge zu leisten, wußte sie nicht einmal von der Veränderung, die in jenem Hause sich zugetragen, obgleich die schwarze Line sehr eifrig beschäftigt war, die Unaufmerksame von Allem, was sich in der Gemeinde ereignete, zu unterrichten. Eines Abends saßen beide Frauen, wie gewöhnlich allein beisammen. Die Negerin war hinausgegangen, um die Lampe anzuzünden, die an der Wand der kleinen zur ebenen Erde befindlichen Stube befestigt wurde, Libussa blieb in ihrem ärmlichen, aus Stroh geflochtenen Armstuhl sitzen, und sich auf die Lehne desselben stützend, blickte sie auf die dunkelnde Straße,

und schien die Schneeflocken zählen zu wollen, die zum ersten Mal vom Himmel in dürftiger Anzahl und vom nächtlichen Winde gescheucht ängstlich zur Erde wehten.

Das ist der erste Schnee, Line, sagte die Alte, als die Negerin mit der Lampe hereintrat. Schließe die Laden noch nicht — ich will noch eine Weile dem Spiel der Flocken zusehen.

Was siehst du daran, Mutter? fragte die Negerin.

Libussa antwortete nicht, sondern wiegte nur ihr Haupt, wie Jemand, der sich über irgend eine Erscheinung misbilligend äußert; endlich murmelte sie vor sich hin: Um diese Zeit vorigen Jahres ging er aus; er könnte jetzt schon wieder zurück sein.

Bei uns zu Lande, hub die Negerin an, nachdem sie mit großer Beschwerde die Lampe an den Nagel, der nicht mehr recht halten wollte, befestigt; bei uns zu Lande kennt man

diesen häßlichen weißen nassen Staub gar nicht, der vom Himmel fällt.

Das ist wahr, erwiederte Libussa; ich habe nie gehört, daß es auf der Insel schneit. Doch wollte ich lieber, es gäbe bei euch Schnee und statt dessen keine Schlangen.

Ich habe ein Mittel gegen Schlangengift, rief Line eifrig und setzte sich mit ihrer Arbeit auf den gewohnten Platz, ein niedriges Bänkchen zu Libussa's Füßen.

Du hast ein Mittel? und worin besteht es?

Ja, wenn man Alles sagen wollte! rief die Negerin und warf den Kopf in die Höhe, indem sie die Augen zusammenkniff und ein höchst schlaues Lächeln über ihren mißgestalteten Mund gleiten ließ.

Ich werde den Doctor fragen, bemerkte Libussa nach einer Pause.

Line gab einen boshaften zischenden Laut von sich, der sehr charakteristisch einen wilden

Hohn ausdrückte; dann setzte sie hinzu: Die Doctor hier zu Lande verstehen nix. Ich sage — nix.

Line! rief die Alte drohend. Wie Du das Fieber hattest und Dein schwarzes Fell so bunt wie eine Seifenkugel aussah, half Dir da nicht der Doctor?

Nix Doctor — das war der Heiland.

Es ist wahr, seufzte Libussa. Ihre Träumereien beschäftigten sich jetzt wieder mit dem Schneegestöber und sie saß lange da und ihr kummervoller Blick schaute fortwährend aus dem Fenster. Unterdessen hatte die Negerin aus einem Kleiderbehälter eine Haube hervorgenommen, die sie auf's Knie breitete und die farbigen Bänder glättete, dabei unausgesetzt mit jenem schlauen Lächeln, das das schwarze Gesicht noch einmal so häßlich machte, zu der Alten emporblickend. Endlich wandte sich Libussa vom Fenster und bemerkte das Spiel mit der Haube.

Was machst Du da? fragte sie. Laß Deine schwarzen Finger weg von meiner Haube.

Ein hübsch aufgetakelt Schiff! rief die Negerin, und hat Segel und bunte Flaggen! Noch nie sah ich solch hübsch Dreimaster!

Leg sie weg! rief Libussa.

Ich will Dir eins sagen, Alte, flüsterte die Negerin. Gib mir das Schiff und ich gebe Dir mein Mittel gegen Schlangen.

Du willst doch nicht die Haube tragen?

Warum nicht? Ich habe gerade so einen Kopf und ein Gesicht, wie Du hast, drum kann ich auch grad solch eine Haube tragen.

Libussa war viel zu sehr mit ihrem Ideengange beschäftigt, als daß sie das Beleidigende, das in diesem Vergleich lag, irgend hätte beachten mögen; auch war sie nichts weniger als eitel auf ihre ausdrucksvolle und edle Matronenschönheit. Seit undenklichen Jahren hatte sie keinen Spiegel mehr zu Rathe gezogen.

Doch war diese Haube gerade das einzige noch übrig gebliebene Stück ihres ehemaligen reichen Putzes, und manche Erinnerung verbarg sich hinter dem aufgepufften Flor und unter den farbigen Bändern. Sie nahm die Haube, bewegte sie, auf die rechte Hand gestülpt, in langsamen, dann immer schnellern Kreisen vor sich, gleichsam als wollte sie sich die Jahre vergegenwärtigen, wo sie selbst sich noch so lebhaft bewegte, Diesem und Jenem zunickte, und wo man sie ein rasches, braves, für ihre Jahre noch ganz hübsches Weib genannt hatte. Wie diese Erinnerungen in ihr aufstiegen, lächelte sie, dann aber plötzlich, als wären diese eitlen Triumphe frevelhaft, so wichtigen Interessen, wie das Wohl ihres Enkels, gegenüber, nahm ihr Antlitz einen tiefen Ernst an und sie sagte in einem feierlichen Tone, indem sie einen durchdringenden Blick auf die Negerin richtete: Sag mir Dein Mittel und Du sollst die Haube haben.

Line machte eine Verzerrung, die den höchsten Exceß der Freude ausdrücken sollte, und griff nach der Haube.

Nicht eher, als bis ich das Mittel weiß, rief die Alte. Du hast mich schon so oft betrogen.

Die Negerin brachte jetzt ein unverständliches Recept zu Tage, eine Anhäufung von Kräuternamen, die Libussa nie im Leben gehört hatte. Sie beschrieb die Pflanze, deren Saft, zur Zeit des Vollmonds genommen, das Hauptingredienz des Heilmittels ausmachte; aber eine solche Pflanze war Libussa völlig unbekannt und sie bemühte sich, irgend eine ähnliche Staude in ihrer geringen Kenntniß der Botanik ausfindig zu machen. Das gelang ihr aber nicht und das Mittel blieb daher dunkel und im höchsten Grade geheimnißvoll. Demnach gab sie die Haube hin, indem sie murmelte: Sie betrügt mich — ich weiß es; aber vielleicht kann sie doch diesmal die Wahrheit gesagt haben.

Die Negerin erhob sich in einem ungraziösen Sprunge von ihrer Bank, und indem sie sich vor den kleinen Spiegel, der nur zu ihrem Gebrauch in einer Ecke des Zimmers befestigt war, hinstellte, zwang sie ihrem krausen schwarzen Lockenkopf den Berg von Flor und Bändern auf, der mit diesem Gesichte im Bunde eine wahrhaft grausenerregende Wirkung hervorbrachte. Sie nahm die Lampe und indem sie sich selbst grell beleuchtete, trat sie in der vollen imponirenden Gewalt ihrer mehr als thierischen Häßlichkeit vor Libussa und foderte diese auf, sie zu bewundern.

Hm, rief die Alte zerstreut. Ich kann nicht gerade sagen, daß mir Das gefällt; aber es kann Leute geben, denen es gefällt.

Du willst immer nur allein hübsch sein, rief die Negerin boshaft.

Gott weiß, daß ich das nicht will, entgegnete Libussa, und sah wieder zum Fenster hin-

aus. Es war unterdessen völlig Nacht geworden. Das Schneegestöber hatte sich vermehrt, und die weißen Flocken drängten sich ans helle kleine Fenster, als wenn sie Leben hätten und die Nähe der Menschen suchten. Der Wind heulte vernehmlich in sehr traurigen Tönen und es schien die erste rauhe Winternacht werden zu wollen.

Ich will jetzt gehen und die Laden schließen, rief Line, die ihre Haube sorgfältig verpackt hatte.

Noch nicht, noch ein Weilchen laß sie offen, bat Libussa. Wie, wenn er durch den Schnee dahergegangen käme! Anfangs entfernt und ganz unkenntlich, dann immer näher, immer näher dem Lichte, und endlich sähe ich sein liebes Gesicht, wie die weißen Flocken daran vorbeiwehen, und ihn mir doch nicht verstecken können, denn mein Auge sieht scharf. Wäre der Laden geschlossen, so würde er glauben, daß ich

schliefe und nicht auf ihn wartete, wie es doch der Fall ist. — —

Die letzten Worte sprach die Alte in einer seltsamen Hast. Sie hatte sich ganz vorgebeugt und starrte so leidenschaftlich in die Nacht hinein, daß die Negerin nicht wußte, was sie dazu denken sollte. Endlich rief die Alte: Da! da! — Es ist doch wahrhaftig, als wenn — Ach du mein Heiland, das Gesicht soll ich kennen! — das Gesicht — das Gesicht! —

Mit diesem Ausruf hatte sie mit einer schnellen, jugendkräftigen Bewegung das Fenster aufgewirbelt, und nun trat aus Nacht und Dunkel ein wunderschöner blühender Knabenkopf in's Licht und eine tönende volle Stimme rief: Großmutter, da bin ich.

Er ist da! rief die Alte und sank in ihren Stuhl zurück, indem sie die magern Hände vor's Gesicht preßte, wie Einer, der in die Sonne geblickt hat und sich geblendet fühlt.

Die Thür ging auf und ein hoch und schlank gewachsener Jüngling, der, wie man jetzt sehen konnte, kein Knabe mehr war, eilte herein und warf sich zu Libussa's Füßen nieder. Sie ließ langsam ihre Hände fallen, und der Enkel bedeckte sie mit Küssen. Ohne ein Wort hervorbringen zu können, waren die Blicke der Alten mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe auf die jugendlichen Züge geheftet, sie berührte liebkosend die schwarzen glänzenden Locken und zögernd bewegten sich ihre Finger, wie unwillig jeden einzelnen dieser theuren Reize so früh zu verlassen, herabwärts und hielten die Wangen umschlossen, und sanken dann auf die kräftigen breiten Schultern nieder. Dann faßte sie heftig diese Schultern, schüttelte sie und lachte dazu, und große Thränen rollten über ihre gefurchten Wangen.

Bist Du es, mein Sohn, bist Du es wirk-

lich? rief sie. Kommst Du zu Deiner Alten zurück? Hast Du Deine Alte nicht vergessen?

Dem Heiland Dank, Mutter, rief der Jüngling. Er hat mich gesund an Seele und Leib Dir zurückgegeben.

Ich danke ihm! sagte Libussa, und ein strenger Ernst lagerte sich plötzlich über ihre Züge. Sie ließ die Rechte des Enkels los und, indem sie ihre zitternden Hände in einander legte, blickte sie nach oben und murmelte ein Gebet; dann wandte sie sich wieder zu dem lieben Antlitz des Jünglings, und es mit beiden Händen umschließend, blickten Beide einander, Auge in Auge, schweigend und zärtlich an.

Während dessen hatte die Negerin ein paar Kerzen angezündet und sie auf den Tisch gestellt, zwischen inne einen alten silbernen Pokal und zwei kleine Porzellanvasen, die sie aus einem Wandschranke genommen hatte, wo dieses un-

gewöhnliche Putzgeräthe aufbewahrt wurde. Zugleich breitete sie einen kleinen sehr buntfarbigen Teppich auf den Fußboden und klopfte die Pfühle eines Polsterstuhles auf, der in der Nische des andern Fensters stand. Wie diese Vorkehrungen geschehen waren, ging sie feierlichen Schrittes in dem erhellten und geputzten Zimmer auf und ab, indem sie triumphirende Blicke abwechselnd auf den kleinen Spiegel, auf den silbernen Pokal und auf den bunten Teppich warf. Die Großmutter und der Enkel kehrten jetzt allmählig aus der Trunkenheit und Selbstvergessenheit ihres Entzückens zu der sie umgebenden Welt zurück, und indem sie Beide sich umarmt haltend aus dem Schatten der Fensternische hervortraten, richtete Calixt, so hieß der junge Mann, die Frage an seine Großmutter, ob dies nicht Caroline Triptow sei. Sowie die Negerin ihren Namen hörte, kam sie herbei, haschte nach der Hand des Jünglings und drückte,

ehe dieser es verhindern konnte, einen demüthigen Kuß darauf.

Ja wohl ist das Caroline Triptow, nahm Libussa das Wort. Die alte schwarze Line.

Die Negerin richtete ihre schimmernden Augen aufwärts und indem sie den Jüngling, der jetzt gerade und in schöner Beleuchtung vor ihr stand, betrachtete, ging ein Lächeln über ihre Züge, das, obgleich roh und gemein, doch einen so scharfen ungeheuchelten Ausdruck von Bewunderung an sich trug, daß Libussa es mit Freude bemerkte. Sie war zu stolz, um mit der Negerin irgend eine Betrachtung über die Eigenschaften oder die Gestalt ihres Enkels zu wechseln, dies war ein Gegenstand, der ihrer Ansicht nach nur von ihr allein, von keinem Andern richtig und in seinem ganzen Umfang gewürdigt werden konnte; allein sie war überrascht, daß des Jünglings Schönheit selbst auf die stumpfen Sinne der Dienerin wirkte.

Der übrige Theil des Abends, wo Großmutter und Enkel allein blieben, wurde angewandt, um Calixt von den Veränderungen zu benachrichtigen, die während seiner Abwesenheit in der Gemeinde sich zugetragen. Der Tod des Grafen wurde weitläufig besprochen, ebenso die Ankunft seiner Tochter. Es ward festgesetzt, daß Calixt den morgenden Tag die Aeltesten besuchen und auch der Gräfin aufwarten solle. Ueber diese Gespräche kam die Mitternacht heran, und trotz des stürmisch aufgeregten Herzens der Alten, meldete sich die Ermüdung der späten Stunde. Laß uns das Abendlied zusammen singen, sagte der Jüngling, indem er seinen Arm um den gebeugten Nacken der Alten legte, und dann laß mich in meine Kammer hinaufgehen. Wir bedürfen Beide der Ruhe.

Libussa erhob sich, ohne ein Wort zu erwiedern, nahm aus einem Wandschränkchen einen sehr abgenutzten schwarzen Band, und schlug

ein Lied auf, das durch ein sehr zierliches Blättchen durchbrochenen Goldpapiers, auf dem ein Engel gemalt, bezeichnet war, und fing ohne weitere Umstände zu singen an. Ihrer festen Stimme merkte man nichts vom Alter an; diese Stimme war nie sehr wohllautend gewesen, aber es lag in ihren ernsten Tönen eine Selbständigkeit des Gefühls und ein so entschiedener Klang der Seele, daß man sie aus einer Menge anderer Stimmen sogleich und mit Wohlgefallen heraushörte. Jetzt, da sich der schönste jugendliche Tenor hinzumischte, konnte dieses Duett sogar ein Kunstgenuß eigner Art genannt werden. Aber beide Sänger dachten in diesem Augenblicke an keine Kunst. Das Lied, welches von der Alten schon lange auf diese Stunde ausgesucht war, beschäftigte sich in wenigen aber rührenden Strophen mit der Reise des jungen Tobias und mit den Dankgefühlen der Aeltern, als sie den theuern Sohn an der Hand

des Engels wieder in ihre Hütte eintreten sehen. Dieser Gegenstand bewegte das Herz des Enkels wie der Großmutter ganz auf gleiche Weise stark. Als das Lied geendet war, legte die Alte ihre Hände auf das Haupt des Jünglings und sagte: Sohn meines Sohnes! Wachse im Glauben, erstarke in der Liebe, werde mächtig im Hoffen!

Mit diesem Nachtgruß schieden Beide von einander.

Der junge Rohatz, der Gräfin und ihrem Kreise vorgestellt, gewann bald eine Art Bürgerrecht darin. Man sah ihn gern erscheinen und wenn er einige Tage wegblieb, waren die Fragen über ihn allgemein. Frau von Laballe sah ihn gern, weil ihre kleinen Abendconcerte eine schöne Stimme mehr gewannen. Der Abbé, der nie eine andere Meinung hatte, als die der Frau von Laballe, fand Dasselbe. Der

Marquis, der sehr schwer zu befriedigen war, hatte seltene und an ihm auffallende Beweise von Wohlwollen dem jungen Nohatz gegeben. Er war es, der den Jüngling aufsuchte und ihn wiederholt zur Gräfin brachte, und diese, soll man sagen, daß sie die Einzige war, die sich gegen den Enkel Libussa's gleichgültig, wenn nicht kalt bewies? Und dennoch war dem so. Es lag vielleicht darin ein kleiner Widerspruchsgeist, denn noch nie hatte sie über irgend einen Gegenstand der Meinung oder des Gefühls vollkommen mit dem Marquis übereingestimmt. Sie waren fortwährend im Streit und so mußte Calixt, da er von dem Einen bevorzugt wurde, von der Andern nothwendig zurückgesetzt werden. Darin war noch keine offene Gesinnung ausgesprochen. Die Triebfeder der Gefühle eines weiblichen Herzens sind sehr versteckt angebracht und ihre Wirkungen liegen oft dem Auge des schärfsten Beobachters nicht deutlich vor. Aber Ca-

lirt sollte bald eine entschiedenere Stellung in seiner neuen Umgebung einnehmen. Die Gefühlsweise und der offene Charakter des Jünglings waren nicht der Art, daß sie lange verborgen bleiben oder in einem zweifelhaften Lichte hätten erscheinen mögen.

Der Winter war mit seiner ganzen Strenge jetzt eingetreten und zwang die kleine Gesellschaft, ihre Excursionen in die Umgegend einzustellen und so gut es gehen wollte, sich im Zimmer zu vergnügen. Man hörte öfters von den schlechten Wegen sprechen, und sobald dieses Umstandes Erwähnung geschah, schauderten der Abbé und die Frau von Laballe, und der Marquis erklärte, für's Erste noch nicht an seine Reise nach Wien denken zu wollen. Elisabeth, so bezeichnen wir jetzt die Dame, die wir bis jetzt ausschließend die Gräfin genannt haben, weil sie in der Gemeinde und in der ganzen Umgegend unter diesem Titel galt, hatte sich

seit einigen Tagen unwohl gefühlt und empfing, auf ihrem Sopha liegend, nur die vertrautesten Freunde. Es war eine besondere Auszeichnung, die für das ehrsüchtige Gemüth der alten Libussa durchaus nicht ohne Wirkung blieb, daß sie und ihr Sohn in diesen engern Kreis mit aufgenommen wurden. Zwar verstand die Alte nicht viel vom Gespräch, denn es wurde fast ganz französisch geführt, aber sie hörte ihren Enkel sprechen, sah, wie er von dieser vornehmen Dame und diesem nicht minder vornehmen Herrn mit Aufmerksamkeit angehört wurde, wie während seiner oft sehr langen Reden die Theilnahme nicht erschlaffte. Mit steigender Besorgniß bemerkte sie, daß manches Mal das Gespräch den Charakter eines Streites annahm, daß alle Drei zu gleicher Zeit sprachen, daß des Marquis Stimme laut und schneidend wurde und daß die Augen des Enkels ungewöhnlich blitzten. Nichts konnte für die gute Alte auf-

regender sein als solch ein Moment. Je weniger sie begriff, wovon eigentlich die Rede war, desto mehr Möglichkeit gewann die Vorstellung bei ihr, der Jüngling könne sich unterfangen, irgend etwas an seinen vornehmen Freunden zu tadeln, entweder an deren Anzug oder deren Sitten. Sie konnte es nicht lassen, ihn leise und verstohlen an den Rockschößen zu zupfen, um dann, wenn er zu ihr hinsah, schnell wegzublicken, als habe sie nichts Derartiges gethan.

Eines Abends, als die Discurse lebhafter wie jemals gewesen waren, sagte die Alte mit einer bekümmerten Miene, als sie sich von dem Jüngling nach Hause leiten ließ: Ich glaube, mein Sohn, wenn wir nächstens kommen, so wird man uns die Thüre verschließen.

Weshalb, Mutter?

Nun ich meine nur so, entgegnete Libussa. Kann ich nicht auch meine Meinung haben?

Calixt wähnte das Gespräch hiermit abge-

brochen, denn er war an der Alten gewohnt, dergleichen prophetische und auf nichts sich gründende Aeußerungen zu hören. Nach einer Weile hob sie jedoch wieder an, und rief gleichsam zürnend: Sie ist doch eine gute Frau, wenn sie auch ihren brüsseler Schleier und ihre Schuhe mit rothen Absätzen nicht ablegt.

Wer zweifelt daran? erwiederte Calixt zerstreut.

Und deshalb sollst Du sie nicht tadeln. Die Nellis haben das aber in ihrer Art, fügte sie lächelnd hinzu, und Du bist ein ächter Nellis. Was Deinem Sinn nicht recht ist, da kommst Du mit dem Schwerte dahinter.

Also Du hast verstanden, Mutter, was ich der Gräfin sagte?

Wie sollte ich nicht? Es betraf die Schuhe mit den rothen Absätzen.

Nein, entgegnete Calixt. Sie mag Schuhe tragen welche sie will. An ihren kleinen Füßen

würden sogar Holzpantoffeln gut und zierlich sich ausnehmen.

Und was hast Du ihr denn vorgeworfen?

Ihre freigeistigen Grundsätze. Sie glaubt nicht an Gott.

Libussa war über diese Worte, die kurz und schnell ausgestoßen wurden, so erstarrt, daß sie sich schnell auf einen Eckstein der Straße setzen mußte. Hier stützte sie ihre beiden Hände auf den Stab und sah ihren Enkel mit weit geöffneten Augen an, ohne ein Wort zu sagen.

Mutter, rief der Jüngling, hier an der Straßenecke zieht es; der kalte Luftzug muß Dir schaden. Komm fort.

Nein, nein! schrie die Alte und stampfte mit ihrem Stock den Boden: Ich geh' nicht von der Stelle. Was hast Du mir da eben gesagt?

Beste Mutter, etwas, was leider nicht ungewöhnlich in der Welt ist, nämlich, daß es

Leute gibt, die nicht an Gott glauben. Als die Alte hierauf ein fürchterliches Gesicht schnitt, setzte er besänftigend hinzu: Das heißt, nicht auf die Weise glauben, wie wir.

Sie hat mir nichts davon gesagt, rief die Alte dumpf vor sich hin.

Dergleichen sagt man auch nicht so heraus, entgegnete der Jüngling. Wenn Du jedoch etwas aufmerksamer gewesen wärest, so hättest Du es aus ihren Aeußerungen merken können.

Die Alte verhüllte ihr Haupt und saß tief gebeugt da. Ihr grauer Mantel umgab sie in weiten Falten und sie hatte, von fern erschaut, das Ansehn einer aus grauem Sandstein in grandiosen Formen gehauenen Statue. „Sie ist die Tochter unseres Grafen, sie ist das Kind unseres Ordinarius," wiederholte Libussa mit einer eintönigen dumpfen Stimme. Endlich erhob sie sich, stützte sich wieder auf die Schulter ihres

5 **

Enkels und flüsterte diesem zu: Du mußt nimmer zu ihr gehen! Hörst Du es? nimmer! —

Du hast mich nicht recht verstanden, rief der Jüngling bittend.

Libussa erwiederte nichts. Sie schüttelte das Haupt und schlug mit ihrem Stab ein paar Mal heftig auf den Boden. Als Beide zu Hause angekommen waren und Calixt seinen gewohnten Platz dem Stuhl der Alten gegenüber eingenommen hatte, brachte sie mit zitternder Hand die kleine Lampe und leuchtete damit dem Jüngling in's Gesicht. Als dieser, ohne sich über diese seltsame Ceremonie zu verwundern, unbefangen mit seinen klaren Augen zu ihr aufsah, lächelte sie, schüttelte aber gleich darauf wieder das Haupt und setzte die Lampe mit einem unverständlichen Gemurmel hin.

Ich bin Dir eine Erklärung schuldig hub Calixt an, als er sah, daß die Alte ihren Platz eingenommen hatte; Du könntest sonst von

der Gräfin Uebles denken und ich wäre daran Schuld.

Sie glaubt an keinen Gott! stöhnte Libussa.

Und dennoch glaubt sie an ihn, entgegnete Calixt rasch. Ihre reine Seele hat nie anders als in der unmittelbarsten Gottnähe geathmet. Ich bin es überzeugt — obgleich ihre Worte das Gegentheil sagen. Aber bedenke, Mutter, die vornehme Erziehung; die Schriften der Philosophen und Dichter, die jetzt allgemein gelesen und bewundert werden, müssen sie nicht nothwendig Einfluß auf ihr Denken und Empfinden ausüben?

Und was enthalten diese Schriften? fragte Libussa.

Du würdest mich nicht verstehen, wenn ich sie Dir auch erklärte, entgegnete der Enkel in einem milden Tone. Nur so viel erfahre, daß einige dieser Leute behaupten, der Mensch sei eine Pflanze wie jede andere. Er blühe, welke

und sterbe hin und Luft und Erde zehrten die Reste seines Daseins auf, ohne daß irgend weiter etwas von ihm übrig bliebe. Andere gestehen das Dasein eines Gottes ein, aber sie setzen ihn so weit ab von der Welt, daß er nur einen oberflächlichen und sehr unkräftigen Einfluß ausübt. Am übelsten geht es aber der Christus-Lehre.

Still, rief Libussa. Laß über Deine reinen Lippen nicht die Worte der Thoren gehn. Ich will nichts weiter wissen. Der Bruder Johannes hatte Unrecht, als er Dich die gelehrten Schulen der Welt besuchen ließ. Du bist noch so jung.

Erinnere Dich der Worte, die Johannes damals zu mir sprach, hub Calixt nach einer Pause an. Er sagte: die Bekenner unserer Brüderschaft sind nicht dazu gemacht, sich verzärtelt vor der Welt zu verschließen. Wir sind keine Sectirer noch Separatisten. Unser Wort

und unsere That sei offen. Die Welt komme an uns und sehe was an uns sei. Und so, liebe Mutter, erlaube, daß ich nach wie vor zu der Gräfin gehe.

Calixt nahm die dürre Hand der Alten und bedeckte sie mit seinen Küssen. Er sah schmeichelnd zu ihr hinauf und beobachtete mit einem bittenden Lächeln ihre Miene, die streng und düster war. Als Du von mir fortgingst, sagte sie, warst Du sechszehn Jahre alt, und ich hatte Dich lieb, wie man einen kleinen unschuldigen Jungen lieb hat; jetzt bist Du zurückgekommen, und ich muß mich vor Dir fürchten, so gelehrt bist Du, so viele Bücher hast Du gelesen und so fremde Sprachen sprichst Du. Bist Du denn noch mein Calixt, oder bist Du es nicht mehr? Wenn ich in Dein Auge sehe, so glaub' ich, daß Du mein Junge bist, wenn ich aber Deine Reden höre, so glaub' ich's wieder nicht. Damals hattest Du die kleine Nitschmannin lieb

und ich dachte schon daran, über Euch Beide das Loos zu befragen, jetzt hast Du nicht ein einziges Mal nach dieser ledigen Schwester gefragt.

Du hast mir noch nicht meine Bitte gewährt, daß ich wieder zur Gräfin gehen kann, rief der Enkel.

Die kleine Nitschmannin ist zu einer gottseligen Jungfer herangewachsen.

Antworte mir, Mutter.

Ich werde darüber den Bruder David Kranz befragen, sagte die Alte, indem sie sich absichtlich von den bittenden Blicken des Jünglings abwandte.

Der Bruder Kranz, entgegnete Calixt, ist eine engherzige, kleinliche Alltagsseele, die es gut meint, die aber über solche Dinge kein Urtheil hat. Er würde Dir rathen, mich nicht zur Gräfin gehen zu lassen, aus keiner andern Ursache, als weil sie eine Frisur nach der Mode trägt.

So werde ich die heutige Losung unter mein Kopfpfühl legen; träume ich von den Worten der Losung, so darfst Du hingehen, geschieht es aber nicht, so setze keinen Fuß wieder in dieses Haus der bösen Gesinnung und Sitte.

Hiermit war der Streit beendet. Die Alte träumte von dem Worte der Losung und Calixt ging den folgenden Abend wieder zur Gräfin Libussa aber blieb zu Hause. Der Heiland will es, sagte sie zu sich selbst, daß er hingehe. Er muß wissen, warum er es will, meine Sache ist es nicht, darüber noch weiter nachzugrübeln.

Und sie grübelte auch nicht weiter darüber; sie erwähnte mit keinem Worte der Gräfin, sie fragte nie nach den dort gehaltenen Gesprächen; nur zuweilen, wenn der Jüngling es nicht bemerkte, glitt ihr Blick prüfend und ängstlich über seine Züge, gleichsam forschend, ob keine Linie der Reinheit, kein Zug der Unschuld aus diesem Antlitz, das ihr Himmel auf Erden

war, entwichen sei. Sie entdeckte keine Veränderung.

Dessenungeachtet ging in der Seele des Jünglings viel und mancherlei vor. Der Umgang mit der Gräfin und dem Marquis regten ihn leidenschaftlich auf und öfters mußte er einen langen, einsamen Spaziergang machen durch die nächtlichen Fluren, ehe er sich der stillen Wohnung der Großmutter nähern und sich dem prüfenden Blicke derselben aussetzen durfte. „Sie gehen unbarmherzig mit mir um,“ sagte er eines Tages zu sich. „Die ganze Gewalt ihrer Welterfahrung und ihres skeptischen Geistes richten sie auf mich und ich muß Stand halten mit den wenigen Mitteln, die meinem erfahrungslosen Geiste, meiner ungeübten Zunge zu Gebote stehen. Aber sie sollen nicht gewonnenes Spiel haben! sie sollen es nicht! —

Nach einem solchen Selbstgespräch kam er immer gerüsteter zum Kampfe. Und dieser

Kampf nahm eine immer gefährlichere Gestalt an. Calixt hatte seine Großmutter, schon gleich auf ihre wenige Fassungskraft in Betreff dieser Gegenstände rechnend, nur in schwachen Umrissen den Inhalt der Discurse angedeutet, und schon war die Alte auf den Tod erschrocken, was hätte sie empfunden, wenn sie im Stande gewesen wäre, den ganzen Umfang eines so trostlosen und dabei so kecken Systems zu umfassen, dessen Verfechter der Marquis war. Der Name la Mettrie genügt, um die frevelhafte Richtung in ihren Hauptmomenten zu bezeichnen. Dennoch war der Marquis kein Frevler, er war nur ein feiner Weltmann der damaligen Zeit, ausgestattet mit mehr Geist und forschendem Tiefsinn als die gewöhnlichen Menschen seiner Gattung. Als Voltaire's Schüler hatte sein Geist schon frühe sich jene kühnen Combinationen angeeignet, die das ganze Gebäude der damaligen Denkweise erschütterten,

von Diderot entnahm er die leichte, sprudelnde Manier, wie ein Witzthema unendlich variirt, tausend blendende Seiten für die oberflächliche Forschung bietet, und von Helvetius endlich ward ihm der sichere und leichte Lebens-Epikurismus, der in keine bedeutende Frage des Lebens oder des Geistes sich einläßt, ohne bevor völlig gewiß zu sein, daß dem eleganten Egoismus keine Opfer abgefordert werden sollten. Ein Charakter wie dieser, eine Bildung wie diese waren im schneidenden Gegensatz zu Allem, was Liebe, Aufopferung, religiöse Begeisterung genannt werden mag, und dennoch fühlte der Marquis, wie alle reichbegabte Naturen, gerade sich zu Dem hingezogen, was seinem Wesen abging, was ihm widerstand und was er als ein feindliches Element zu fliehen sich vorgesetzt hatte. Calixt war ihm ein solcher Widersacher. Er fand in dem Jüngling alle Grundkräfte jener Gefühls-Laster, die er verabscheute, aber den-

noch, und dies war für den Marquis eine unbegreifliche Erscheinung, stieß ihn der Jüngling nicht ab, dennoch fühlte er sich immer von neuem aufgefordert, die puerilen Grundsätze des Erfahrungslosen zu bekämpfen, und ließ sich immer von neuem herab, die Dogmen eines lächerlichen Mysteriums anzuhören. Woher dieser Widerspruch? Aus welchem Grunde eine so seltene Schonung? Hatte er denn jemals eines Fanatikers geschont? War es ihm nur von fern jemals in den Sinn gekommen, den Kinderglauben der Unschuld unangetastet zu lassen? Und warum denn hier gerade dieses Mitleid? Warum erstarb ihm ein beißender Witz, ein keckes Hohnwort, ein frivoles Gleichniß auf der Zunge, wenn er eben im Begriff war, damit der frischen, jugendlichen Seele eine herbe Demüthigung beizubringen? Er gestand sich's nicht — aber unwillkürlich war es die Wirkung eben dieser frischen, jugendlichen Seele. Es leuchtete in dem schönen,

dunkeln Auge des Jünglings ein Feuer, das eine geheime unwiderstehliche Beweiskraft aus-übte, und diese Waffe brauchte Calixt, ohne Wissen und Wollen, so oft gegen seinen Feind, daß dieser sich im Nachtheil befand, ehe er noch Zeit gehabt, den Köcher seines Witzes der Pfeile zu entleeren. Einige Male jedoch senkte der Jüngling diese schönen redenden Augen zu Boden und es hatte dann den Anschein, als wenn er verstummte vor den kecken Sarkasmen des Marquis, die dicht wie Schloßen während eines solchen verfinsterten Himmelslichtes niederstürz-ten; allein in der Seele von Libussa's Enkel ging in solchem Augenblicke ein bleibender und ängstlicher Schmerz. Es war ihm nicht ent-gangen, wie Elisabeth, auf ihren Sopha hin-gelehnt, ihn sichtlich im härtesten Kampfe allein ließ, ja oft muthwillig und triumphirend durch ihr Lächeln dem Gegner Beifall gab. Calixt, der nicht die leiseste Erschütterung der Seele

durch die glänzendsten Sophistenkünste des Marquis empfand, wurde durch dieses Lächeln irre an sich selbst gemacht. Konnte er die Wahrheit empfinden und reden, wenn sie ihm nicht beistimmte? Konnte Elisabeth's Seele ihren traurigen Abfall von Gott und Glauben noch durch ein so entwürdigendes Triumphlächeln feiern? Unmöglich! Diese Frau, die ihm so rein erschien, so klar, so sicher, so gemüthsreich, in ihrer stillen, anmuthsvollen Ruhe so verklärt, wie konnte sie zu der Sprache eines Herzens, das seinen Gott verkündet, hohnlächeln? Nein! viel eher war anzunehmen, daß er zu weit gegangen, daß er haltlose Schwärmersätze behauptet habe, daß er an jene traurige Grenze gerührt habe, wo die Religion der Liebe an den Blödsinn fanatischen Grübelns stößt. Er schwieg und zu Hause angelangt durchwachte er die Nächte bei seinen Büchern, die ihm keinen Trost gaben, denn sie enthielten todte Buchstaben, und jenes

Lächeln war so voll siegreichen Lebens gewesen.

Mittlerweile rückte der Zeitpunkt heran, wo über Calixt's Mission das Loos gezogen werden sollte. Diese nahende Entscheidung war für den armen Jüngling in seinem jetzigen Gemüthszustande von dem unglückseligsten Einfluß. Die Briefe des väterlich für ihn besorgten Johannes waren voll Ermahnungen, sich zu dem hohen Berufe eines Missionärs Christi vorzubereiten. Die Reise selbst, wenn die Entscheidung dahin wies, sollte im Frühsommer vor sich gehen, und jetzt war schon über die Hälfte des Winters vergangen. An Johannes hatte Calixt nur kurz von den Gesprächen bei der Gräfin geschrieben und erhielt darüber billigende Aeußerungen; sollte er ihm jetzt die gefährliche Stellung schildern, die jene Weltleute, die Johannes lobte, weil er sie nicht kannte, gegen ihn angenommen? Sollte er ihm die Lage seines Gemüthes

schildern, der Wahrheit völlig gemäß, mit den erschütternden Kämpfen, den Zweifeln, die in ihm aufgestiegen, den nächtlichen erschöpfenden und doch nutzlosen Arbeiten? Was wäre die Folge gewesen? Der väterliche strenge Freund hätte ihm verboten, die Gräfin jemals wiederzusehen; und hätte er diesem Befehle Folge leisten können, seitdem Elisabeth's Gestalt sich in sein Wachen und Träumen drängte? Und wenn er in diesem Kampfe, in diesem Strudel von Verführung beharrte, wie war es möglich, sich auf den heiligen großen Zweck der Mission vorzubereiten? Konnte er mit diesen Gefühlen im Herzen, mit diesen Zweifeln im Geiste, ein würdiger Ueberbringer der Lehre sein, die das klarste Bewußtsein, den festesten Glauben, die unerschütterlichste Seelenruhe predigt? — Ach, welche Wandlung war in dem unglücklichen Jünglinge vorgegangen!

Die Einsamkeit hat für Seelenkämpfe dieser

Art einen unversiegenden Balsam; Calixt nahm zu ihr seine Zuflucht und er errang es über sich, einige Tage nicht zur Gräfin zu gehen. Er hatte diesen Zeitraum sogar bis auf zwei Wochen ausgedehnt, als der Marquis sich erkundigen ließ, ob er krank geworden. Er entschloß sich, den Abend hinzugehen und es war ihm sehr willkommen, daß er in dem gewöhnlichen Zimmer das Sopha leer fand und den Marquis allein, der ihm sagte, die Gräfin sei wieder wohl und mit Frau von Laballe Besuche machen gegangen. Und Sie, mein kleiner Rousseau, setzte Hyppolit hinzu, warum haben Sie so lange pausirt? Waren Ihnen endlich Ihre Waffen ausgegangen und haben Sie unterdessen für neue gesorgt?

Ich bereite mich auf meine Missionsreise vor, entgegnete Calixt.

Ah so! das heißt, Sie setzen erst ein Loos in die Christuslotterie; kommt ein Gewinn, so

reisen Sie hin. Das ist das einzige Lotto, das ich kenne, wo man sich auf die Nieten freut.

Durchaus nicht, Herr Marquis, ich freue mich nicht auf die Niete.

Doch, doch! Sie reisen nicht gern, mein Guter; und in Ihren Jahren, bei Ihrer hübschen Figur übernimmt man lieber eine Mission des Teufels als die des Lammes. Ich sage das nur so hin und will Sie nicht damit beleidigt haben.

Sie haben mich auch nicht beleidigt.

Nun ja, ich kenne das. Sie haben schon vollkommen das Martyrerthum der Leute Ihrer Classe. Man kann ihnen die ärgsten Sottisen in's Gesicht sagen, und sie lächeln dazu. Zu Zeiten kann ich mich so weit vergessen, diesen Stoicismus zu beneiden. Aber sagen Sie mir, was wollen Sie nun endlich den Menschenkindern lehren, zu denen Sie gehn?

Etwas, von dem Sie keinen Begriff haben, Herr Marquis.

Aber die Posse muß doch irgend einen Sinn haben. Ich kannte eine sehr hübsche Frau in England, eine Methodistin, die für die armen nackten Neger sehr wichtige und unentbehrliche Kleidungsstücke nähte. Ah, da war System in der Verrücktheit. Aber an solche Dinge denkt Ihr Lamm nicht; und doch kann ich Sie versichern, daß den armen Schwarzen ein Leinwandkittel, der ihre von der Sklavenpeitsche gefurchte Haut vor den Einflüssen der Witterung schützt, nöthiger ist, als der erhabenste Unsinn in der Seele.

Da der Marquis auf diese Bemerkungen vom Jüngling keine Erwiederung erhielt, setzte er seinen unruhigen Gang durch's Zimmer fort und Calixt blieb am Fenster stehen. Es war Beiden sehr willkommen, daß in diesem Augenblick die Thür sich öffnete und Elisabeth mit ihrer Freundin und noch ein paar andern Damen eintrat. Sie war freudig überrascht, Calixt

wiederzusehen und reichte ihm mit einem Lächeln die Hand, das wie Sonnenglanz in seine Seele fiel. Mit der Freiheit, die sie sich genommen hatte, jedes Mitglied der Gemeinde vertraulich mit „Du" anzureden, sagte sie: Ich danke Dir, lieber Nohatz, Du hast mir einen prächtigen Rosenstock geschickt, in dieser Jahreszeit ein wahrer Juwel und so schön, wie ich ihn in dem Treibhause zu Barby nicht gesehen.

Während die Gräfin dieses sprach, standen die andern Damen und fixirten Calixt, der darüber erröthete. Der Marquis flüsterte der Frau von Laballe einige Worte in's Ohr und Beide lachten. Zum ersten Mal fühlte der Jüngling einen lebhaften Unwillen gegen den Marquis in seiner Brust erwachen.

Die Gesellschaft war zahlreich, bestand nur aus Fremden und Gästen, kein einziges Mitglied der Brüder außer Nohatz war sichtbar. Dieser sah die Gräfin heute Abend völlig als Welt-

dame. Der Anblick war ihm neu. Er sah sie scherzen, sich lebhaft bewegen und ihre Gäste aufs Ungezwungenste beschäftigen. Es wurde geplaudert, gelacht, man wanderte durch die Zimmer, die heute alle geöffnet waren, zu Zweien, zu Dreien; kleine Gruppen von jungen Mädchen blieben vor den Gemälden stehen, andere nahmen Erfrischungen, wieder andere vertheilten sich in die Sophaecken und ließen sich von den jungen Herren etwas vorplaudern. Nohatz, der sich fremd fühlte, stand allein und richtete einen düstern Blick auf die Menge. Nach einer kleinen Pause sah man den dicken Abbé Fontaines erscheinen und die Gesellschaft zu einem Schauspiel einladen. Alles strömte hin und die frohlockenden Rufe der Mädchen und jungen Herren zeigten an, daß man sich auf etwas ganz Besonderes freue. Calixt war erstaunt, den Saal, der gewöhnlich zu ernsten Versammlungen diente, festlich erleuchtet zu sehen, und eine Art von Bühne er-

richtet. Als man Platz genommen hatte, erschien einer der Italiener, lächerlich und grotesk vermummt in der Tracht der Gemeinde. Er hatte die Kleidung so zu ordnen gewußt und Perrücke nebst weißer Schminke dergestalt angebracht, daß er halb dem Pierrot, halb dem albernen Dr. Graziano ähnlich sah. Er kündigte an, daß er sein früheres einfältiges und doch zugleich frevelhaftes Leben bereut habe, und nachdem jedes Kloster in seinem Vaterlande sich geweigert, ihn aufzunehmen, er endlich bei den mährischen Brüdern, den berühmten Nachkommen von Johann Huß, aufgenommen worden sei. Er schwebe aber immer in der Angst, doch noch einmal verbrannt zu werden, wie der große Vorfahre und erste Stifter der Gemeinde. Mittlerweile gestand er ein, daß er sich, so lange man ihm noch das Leben lasse, damit abgebe, Heirathen zu stiften. Er habe seinen Bruder Harlekin mitgebracht und der ziehe das Loos und wisse es

immer so einzurichten, daß die unerwartetsten und mirakulösesten Heirathen zu Stande kämen. So sei denn heute gleich ein solcher Fall eingetreten, den er der verehrten Versammlung kund machen wolle. Der Bruder Lorenz Stichbreit, ein sehr ehrenwerther Krämer im Orte, habe als lediger Bruder das Loos gezogen und ihm zugefallen sei die einzige Tochter des Häuptlings der Hottentotten. Diese Prinzessin, sobald sie vernommen, wem sie künftig angehören solle, habe nicht einen Augenblick gezögert, und obgleich sie von königlichem Geblüt, und ihr Liebster ein Mann sei, der mit Seifenkugeln handelt, ist sie sogleich vom Cap aufgebrochen und sei gestern in Herrnhut angekommen, um die Ehe zu realisiren. Sie und ihr Gefolge sei im Gasthof abgestiegen und dieses sei nun der festliche Moment, wo beide Liebenden sich zum ersten Mal begrüßen sollten.

Diese Rede wurde noch stürmisch beklatscht,

als die Flügelthüren sich mit Geräusch aufthaten und eine abenteuerliche Figur hereinrauschte. Es war die hottentottische Prinzessin, oder eigentlich der Abbé in der Maske eines umfangreichen, schwarzbraunen watschelnden Weibes, geschmückt mit bunten Perlen, Goldblech und Korallen. Dieses majestätische Ungeheuer lehnte sich auf zwei Sklaven, die ihr mit Fächern von grotesker Form Luft zufächelten. Einige Caricaturen in türkischem Costüm folgten. Von der andern Seite des Saals erschien die lange dürre Figur des Bruder Lorenz, den man mystificirte, und der im vollen Glauben war, die wirkliche hottentottische Prinzessin vor sich zu sehen. Schon lange war dieser gutmüthige Krämer, ohne es zu ahnen, die Hauptfigur bei allen Possen gewesen, heute jedoch sollte der Culminationspunkt seiner Würde erscheinen. Er und noch ein paar andere Schwachköpfe aus der Gemeinde waren völlig und auf die Dauer

gleichsam verrückt gemacht und ihnen die seltsamsten fixen Ideen eingeflößt worden.

Die Farce, so anstößig sie war, gelang vollkommen. Der Saal tönte vom Gelächter wieder und kaum wurde auf das fromme Brautlied gehört, das Frau von Laballe absang. Den Schluß machte ein hottentottisches Ballet, das von den Italienern ausgeführt wurde und in seiner Art eine wahre Kunstleistung war, nur daß sie nirgends weniger als hierher paßte.

Calixt hatte während der Possen die Gräfin angeblickt, die in den vordersten Reihen saß, und gesehen, wie sie bei einigen gelungenen Scherzen lächelte. Es schnitt ihm durch's Herz. In diesem Saale, rief er zu sich selbst, lag der Vater inbrünstig betend auf den Knien, und hier lächelt die Tochter über geschminkte Possenreißer, die den Inhalt der Lehren lächerlich machen, um deren willen der Vater betete. O Welt, wie wunderlich bist du gestaltet! Dann

aber setzte er begütigend hinzu: Ihr Lächeln gilt nicht jenen Lehren, es gilt nur dem Spiel, mit dem sich ihre Gesellschaft belustigt. Gewiß tadelt sie dessen Keckheit und Zügellosigkeit, aber kann sie sich dem entgegensetzen? Während er so sein ungestümes Herz zur Ruhe zwang, bemerkte er den Marquis, der mit der Gräfin flüsterte. O wenn nur der fern bliebe! rief er. Der sollte ihr nie nahen dürfen! Aber wie sie freundlich ihm zulächelt, ihm vielleicht noch dankt für die Erfindung der Posse, die sein Werk ist. Ach, sie liebt ihn! — sie liebt ihn! —

Kaum war Calixt zu diesem düstern Resultat seiner Träumereien gelangt, als er sich unmuthig abwandte und den Saal verließ. Er betrat eines der Nebengemächer und sah mit Verwunderung hier auffallende Anstalten. Ein Spieltisch war aufgeschlagen und sehr verdächtige Anzeichen wiesen darauf hin, daß man hier ein damals übliches Hazardspiel, die Carmag-

nole, spielen werde. Sehr bald war auch die Gesellschaft versammelt und der Marquis pointirte. Die ältern Damen besetzten Karten, die jüngern stellten sich in Kreise und sahen zu; Scherz und Gelächter verstummte und es trat jene anhaltende Stille ein, die um den Tisch der Glücksspieler zu herrschen pflegt. Calixt hatte sich an eine Ecke der Tafel gestellt, um Elisabeth zu beobachten, die nicht spielte, die aber dem Spiel einer Freundin sehr aufmerksam folgte. Sie saß, den Rücken der Thüre zugewendet, ihr schöner Arm lehnte auf dem Tische und die linke Hand spielte mit dem Fächer; sie erhob die Augen bald auf den Marquis, bald auf die Dame, und einer ihrer Blicke fiel auf Calixt mit einem sonderbaren Ausdruck von Ueberraschung, ihn hier zu sehen.

Es stand eben ein bedeutender Satz auf dem Spiele; alle Blicke waren auf die Blätter gerichtet, die aus den mit kostbaren Manschetten

umhüllten Händen des Marquis glitten; alle Lippen waren stumm, Niemand wagte es, seine Stellung zu verändern aus Furcht, den Zorn seines in Grübeleien versunkenen Nebenmannes zu erregen — da plötzlich ließ sich ein scharfer gellender Laut hören, wie der Schrei eines wilden Thieres. Alles fuhr entsetzt in die Höhe, man blickte hin und mitten im Zimmer stand Libussa Nohatz, mit weit aufgerissenen Augen den Spieltisch und die Gesellschaft anstarrend. Wer die nervöse Aufregung eines Spielers kennt, weiß, wie jede plötzliche und ungewöhnliche Störung ihn mit Schaudern erfüllt; hier war aber mehr als eine ungewöhnliche Störung. Schon der entsetzliche Schrei hatte herzerkältend auf die Meisten gewirkt, jetzt sah man im Schimmer der herabgebrannten Kerzen eine Gestalt dastehen, die aus einer andern Welt herabgeschwebt schien und die lautlos gekommen war und jetzt wieder lautlos dastand, nachdem

sie sich auf eine so erschütternde Weise angekündigt hatte. Niemand wußte hier, zwei Personen ausgenommen, um das Dasein der alten Böhmin, und selbst diese zwei Personen hatten Mühe, sie in diesem Augenblick wiederzuerkennen. Die scharf ausgeprägten Formen, der ohnedies hohe Wuchs der Greisin schienen jetzt fast über das menschliche Maß hinaus verstärkt. Die hochgehobenen Arme und der stiere Blick erhöhten den Ausdruck des Gespenstischen und eine nur mäßig erregte Phantasie konnte glauben, hier eine jener mächtigen Zauberfrauen erscheinen zu sehen, mit denen eine großartige aber düstere Einbildungskraft die Gefilde des hohen Nordens bevölkert.

Nachdem die Erscheinung sich der Aufmerksamkeit Aller versichert hatte, schritt sie langsam vor, und nachdem sie einen schweren silbernen Armleuchter, der ihr zunächst stand, mit einem unwilligen Stoß der geballten Faust um-

gestürzt hatte, wandte sie ihr geisterbleiches Gesicht und die starrenden Augen im Kreise umher, bis sie auf Calixt haften blieben, der unbeweglich seinen Platz behauptete und die Großmutter mit Augen anstarrte, die eben so wild und zürnend waren als die ihrigen.

Endlich gelang es ihr, der unruhig arbeitenden Brust Worte zu entringen; sie rief mit hohler Stimme, immer den Jüngling anstarrend: Sohn des Lasters! Genosse der Thorheit! Täuschest Du also mein Vertrauen? Muß ich leben, um zu sehen, wie Du in der Gesellschaft der Spötter sitzest obenan? Wie Du das Werk des Teufels mit ihnen treibst, und wie Du Deine Seele schändest, indem Du eintrittst in das Bündniß der Ehrlosen? Ha, Spiel, sündiges Spiel entweiht die Ruhe des Tages des Herrn! In diesen Räumen des Friedens, wo Gott mit seinen Auserwählten sprach, wo die Frommen zu Gebet und Betrachtung sich versammelten, treibt

ungescheut die Rotte Korah ihr lasterhaftes Possenspiel! Hinweg, sag ich, hinweg mit diesen bunten Blättern! Ich verkünde Euch den Zorn des Himmels, und vor allem Dir, sündigem Weibe, die Du Dich fälschlich die Tochter des Mannes nennst, der uns arme Verirrte auf den Pfad des Lebens leitete. Geh, in Deinem Herzen voll Weltlust ist kein Tropfen Blut von ihm, auf Deiner Wange erblüht keine Schaamröthe, die Zeugniß gäbe, daß Du bereutest, Dich seine Tochter genannt zu haben. Ha, ha, ha! Ich bin, gegen Dich gehalten, nur eine Niedriggeborene, ein gemeines Weib, aber ich würde mich schämen und mein Wappenschild zerbrechen, wenn ich also gefunden würde im Hause meines Vaters, wie ich Dich jetzt finde!

Libussa's Züge nahmen bei diesen Worten den Ausdruck eines wilden Hohns an. Die leidenschaftliche, ungezügelte Natur ihres Volkes trat hervor, und ihre Züge wie ihre Hal-

tung gewannen etwas so Charakteristisches, daß selbst in diesem Moment der höchsten Aufregung, wo jedes gewöhnliche Weib ein Gegenstand der abschreckendsten Häßlichkeit gewesen wäre, sie einen Adel und eine Schönheit zeigte, die jedes Gemüth mit sich fortriß und den Widerstand der Andern auf einen Augenblick schweigen machte. Aber Calixt war der Erste, der diese Erstarrung brach. Er stürzte mit muthigen Schritten auf die Alte zu und indem er deren Arm erfaßte, der sich eben drohend gegen die Gräfin erhoben hatte, sah er ihr lange und unerschüttert in's Auge. Es schien, daß Libussa diesen Blick nicht ertragen konnte; wie von einem Zauber gelähmt, der mächtiger war, als der ihrige, wandte sie ihre Augen langsam weg und machte keine Miene, ihren Arm der starken Rechte des Jünglings zu entziehen. Was Du auch zu sagen haben mögest, Mutter, rief dieser in einem fast lautlosen gepreßten Tone, sag'

es nicht hier. Ein Wort noch von Deinen zürnenden Lippen gegen die Gräfin, und Du hast keinen Enkel mehr.

Die Alte sank bei dieser Drohung, die schreckbarste und geheimnißvollste, die wohl jemals in ihr Ohr erklungen war, wie in sich gebrochen zusammen. Sie wandte noch einmal das Auge zu ihm herauf, als sie aber auf seinen Zügen unverändert den kalten wilden Blick erkannte, senkte sie den ihrigen wie beschämt und verwirrt zu Boden indem sie murmelte: Das ist das Auge seines Großvaters! Dann setzte sie stöhnend hinzu: Bringe mich fort von hier.

Es war auffallend zu sehen, wie schwach die Alte jetzt am Arme des Jünglings hing; wie sie, die eben noch, als das Feuer eines erhabenen Zornes ihre Brust erweiterte und ihre Gestalt erhöhte, ein kräftiges Weib in den stolzesten Jahren zu sein schien, jetzt als ein ohnmächtiges Mütterchen fortwankte, kaum fähig,

ihr zitterndes Haupt an der Brust des hochgewachsenen jungen Mannes zu erhalten. Der Marquis hatte unterdeß die Bedienten herbeigerufen, die während des Spiels im Vorsaal eingeschlafen waren. Das ganze Haus gerieth in Bewegung, die jungen Damen kreischten, die Cavaliere liefen auf und ab, ohne zu wissen, was sie bei einem so seltsamen Auftritt thun sollten, Niemand aber wagte den Enkel mit der Großmutter anzugreifen, die ruhig und langsamen Schrittes durch die bewegten Gruppen hindurch gingen.

Die Gräfin, die während der ganzen Scene unerschütterlich ruhig an ihrem Platz geblieben war, verließ ihn auch jetzt nicht. Als die Alte sich gegen sie wandte mit jenen fürchterlich beleidigenden Worten, stand sie da, bleich aber ruhig. In ihrem schönen Antlitz, dessen reine Linien gegen Libussa's schroffe Prophetenzüge seltsam abstachen, zeigte sich auch nicht der leiseste

Ausdruck von Unwillen oder Zorn, noch weniger von Beschämung. Auch Calixt's Dazwischenkunft schien sie weder zu erfreuen noch zu befremden. Es lag etwas in dieser vornehmen Ruhe, die weit von Kälte unterschieden war, das unwillkürlich Achtung einflößte, trotz dessen, daß hier die grausamsten Anklagen ertönten, die jemals einer pflichtvergessenen, entarteten Tochter gemacht wurden, und trotz dessen, daß diese angeklagte Tochter mit keiner Sylbe sich rechtfertigte.

Das Spiel war unterbrochen und ungeachtet der Bemühungen des Marquis, es wieder fortzusetzen, blieb es für diesen Abend beendet. Die Gäste aus dem Schloß zu Barby entfernten sich und auch die übrige Gesellschaft ging auseinander. Der Marquis, als er sich mit der Gräfin allein sah, machte ihr lebhafte Vorwürfe. Sie sehen, theure Bethy, rief er ihre Hand an seine Lippen führend und forschend in

in ihre Augen sehend, Sie sehen, wohin Ihr Eigensinn Sie führt. Sie wollen durchaus bei diesen schädlichen und albernen Thoren bleiben? Solche Scenen können sich bald wiederholen und Ihre Freunde müssen für Sie zittern, wenn sie Sie der Brutalität einer wahnsinnigen alten Bettlerin oder sonstigem Unheil ausgesetzt wissen.

Die Gräfin antwortete auf diesen Vorwurf nur unbestimmt und ausweichend. Der Marquis mußte sie verlassen, denn sie war ungewöhnlich zerstreut, und wenn er das Wort an sie richtete, dergestalt in Gedanken versunken, daß keiner seiner Vorschläge, keiner seiner Pläne für ihre Zukunft ihr Ohr erreichte. Die Kammerfrau, die da kam, sie zu entkleiden, fand sie noch in dem Zustand völliger Entfremdung von allen Außendingen. Sie schritt in ihrem Nachtgewande durch die leeren Zimmer, nicht achtend auf den trüben Schein der verlöschenden Kerzen, noch auf die Grabesstille um

sie her. Endlich blieb sie vor dem lebensgroßen Bilde ihres Vaters stehen und heftete auf dessen Züge ihren Blick mit ängstlicher Gespanntheit. Der Graf hatte sich malen lassen in der einfachen Kleidung eines Geistlichen. Ein schwarzes Käppchen deckte das spärliche, auf der Stirne gescheitelte Haar, die Rechte hielt die Bibel und zwar an die Brust gedrückt mit einer Geberde der Innigkeit, als solle ein schwer errungener Schatz so sicher und so nah wie möglich dem Herzen aufbewahrt werden. Der Blick des Gemäldes war aus dem Bilde heraus auf den Beschauer gerichtet und diese Augen, die mit Sanftmuth und Würde niederschauten, machten einen eigenthümlichen Eindruck und es war dem Maler gelungen, in diese geistigen Sterne etwas von jener geheimnißvollen, fast magischen Kraft zu legen, die die Blicke des Grafen im Leben an sich gehabt hatten, nach dem Zeugniß aller seiner zahlreichen Jünger. Obgleich das Bild

die größte Einfachheit in Stellung und Kleidung zeigte, hätte man es doch nicht für das Portrait irgend eines Landgeistlichen halten mögen; ein Schimmer der Vornehmheit war darüber ausgegossen; es war mit dem Stempel der Aristokratie bezeichnet, aber jener Aristokratie, die eine ursprünglich edle Gesinnung, eine hohe Lebensstellung dem Individuum aufprägt, nicht der kleinliche, bunte Wiederschein von den goldnen Feldern eines Wappenschildes. Man sah diesem Manne an, daß die stolze und erhabene Brust unter Ordenssternen sich gewölbt hatte, daß sie es aber vorgezogen, ihre Schätze unter der einfachsten schwarzen Hülle zu bergen. Die Haltung war nicht jene affectirte Demuth, der sich Amtsgeistliche öfters ergeben, sie war vielmehr das kaum merkbare Neigen eines Hauptes, das die köstlichen Schätze des freiesten und innigsten Denkens beschweren, wie die volle Aehre beschwert wird von dem Reichthum der

goldenen Frucht. Die feine, zierliche Hand, die das Buch der Offenbarung hielt, war ohne Schmuck und nur durch Schönheit ausgezeichnet, und das Spiel derselben zarten Form wiederholte sich in noch höherm Grade im Leben unter dem Bilde, als Zeichen, daß dieser nicht unwichtige Körpervorzug einen entscheidenden Zug der Familienähnlichkeit ausmachte.

In der Stille der Nacht schien es, als versenkte sich die Tochter in eine lange anhaltende Geisterunterredung mit dem Vater. Sie hatte im Leben ihm nie mit dieser Ruhe gegenübergestanden und vielleicht war der Verkehr Beider mit einander nie so ungehemmt und so glühend gewesen. Erst lange nach Mitternacht wandte Elisabeth sich vom Bilde ab und gab sich einem unruhigen, oft unterbrochenen Schlummer hin.

Die ersten noch sehr rauhen Frühlingstage waren erschienen. Die Wege waren nicht zu befahren, die Bäche waren ausgetreten und ganze Thalniederungen zeigten sich auf eine gefährliche Weise überschwemmt. Man hörte von Unglücksfällen aller Art und um das Mißgeschick des armen Landmannes noch zu erhöhen, hatte ein kurzer Waffenstillstand die Landstraßen mit Gesindel angefüllt, das raubend und plündernd daherzog. Die einsamen Gebirge Schlesiens boten diesen Freibeutern willkommene Schlupfwinkel, und die durch lange Kriegsjahre herbeigeführte Zerrüttung im regelmäßigen Gange der Behörden konnte der Zügellosigkeit keinen haltbaren Damm entgegenbauen.

In einer Nacht, in der alle Schrecken der Elemente losgelassen schienen, in der, nach der Sage der Gegend, der furchtbare Berggeist Rübezahl sein altes, seit Jahrtausenden bestehendes Felsenhaus um und um wandte, das Oberste

zum Untersten kehrte, um die Gerechtsame seiner angestammten Wohnung gegen die freche Eindringlichkeit der Elemente zu behaupten, klopfte die Hand eines verirrten Wanderers an die niedere Thür einer Köhlerhütte. Sie wurde von dem bärtigen, in dürftige Lumpen gehüllten einsamen Bewohner geöffnet und herein wankte ein ältlicher, bleich aussehender Mann, dessen Hut von Regengüssen triefte und dessen Kleidung Dornenhecken zerrissen hatten. Er sank erschöpft an die Flamme des Herdes hin und seine röchelnde Brust haschte nach Athem. Der Köhler sah seinen Gast mit jener stumpfen Gleichgültigkeit an, die im Gefühl ihres eigenen Elends sich nicht sehr um das Anderer bekümmert. Nachdem er die spärlichen Worte der Begrüßung gesprochen, fuhr er fort, die vom Sturm aufgerissene Oeffnung eines kleinen Fensters mit Stücken frischen Rasens zu verstopfen und mit Matten zu behängen. Als diese Ar-

beit vollbracht war, fragte der Reisende, ob er für Geld eine kleine Erfrischung haben könne. „Seht Euch um, Herr, entgegnete der ungastliche Wirth, ob diese Hütte danach aussieht, als berge sie Leckerbissen und Erfrischungen. Wenn es nicht gar zu arg draußen wüthete, ginge ich wohl herüber zu meinem Tochtermann, der einen Meiler weiter wohnt; aber so muß ich zu Hause bleiben und die Hütte zusammenhalten helfen, daß sie mir nicht stückweise entführt wird. Wollt Ihr Wasser, so steht dort im Kruge welches und eine trockene Brotrinde liegt daneben."

Dieser Bescheid und die dürftigen Mittel zur Stärkung waren Alles, was die Hütte und ihr Bewohner zu geben hatte. Während der Gast sich der letztern bemächtigte, hörte man in Pausen den furchtbaren Orkan die Stämme des Forstes brechen und gegen die uralten Felsenstirnen ankämpfen. Zwischendurch klang das

heulende Geplätscher der Berggewässer, die sich in Strömen vereinigten und durch die Finsternisse dieser grausenden Wildniß jagten. Der Köhler war hinaufgeklettert und hing in so gefährlicher Lage an einem Balken, den er befestigte, daß es alle Augenblicke den Anschein hatte, als wolle er auf seinen Gast herabstürzen und ihn und den spärlichen Wasserkrug zerschmettern. Endlich kam er herab und setzte sich erschöpft und keuchend an den Herd, dessen Feuer er wegen des Unwetters nicht lebhaft anzuschüren wagte und das deshalb seinen düstern, erlöschenden Schimmer ungewiß und schwankend auf die derben geschwärzten Züge spielen ließ.

Ihr kommt wohl aus der Umgegend? hub er seinen Gast zu fragen an, aus einem der Brüder-Oerter?

Aus Herrnhut, entgegnete der bleiche Wanderer.

Das dachte ich mir, rief der Köhler. Ich

sehe es an Euerer Kleidung. — Das Gespräch stockte und der Fremde schien keine Neigung zu fühlen, es zu erneuern, aber mit roher, gefühlloser Stimme setzte der Köhler seine Fragen fort. Wie konntet Ihr aber nur in solcher Nacht umhergehen? rief er. Ihr habt nicht die Knochen dazu, um bei dieser Jahreszeit ein Spiel im Gebirge zu wagen. Zum Teufel, Ihr hättet wie ein Kiesel in die Felsklüfte geschleudert werden können. Wir haben schon manche solche blasse Bilder, wie Ihr seid, verschwinden sehen.

Ihr seht, ich lebe noch, entgegnete der Fremde mit sanfter Stimme.

Der Köhler schüttelte das Haupt und richtete aufmerksame Blicke auf das verstopfte Fenster, dessen Rasen- und Mattenverband sich wieder zu lösen begann. Und wo wollt Ihr denn eigentlich hin? fragte er, indem er sich mit dem Fenster beschäftigte.

Der Fremde nannte einen Ort im Gebirge. Während dieses kurzen Gesprächs hatte sich leise und durch das Toben des Sturmwindes unbemerkt eine Gestalt aufgerichtet, die dort in dunkler Ecke auf einem Strohlager lag. Der Schatten des am Herde sitzenden Wanderers fiel gerade auf jene Wand und machte die ohnedies dunkle Ecke noch finsterer; das schärfste Auge konnte daher nur, und auch dies mit Mühe, die Umrisse eines menschlichen Wesens erkennen. Dieser Mitbewohner der Hütte schien seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln, je länger der Fremde sprach, und als dieser schwieg, machte jene Gestalt im Winkel eine Bewegung, als trachte sie, etwas von dem Antlitz des Mannes zu sehen. Sie richtete sich zu diesem Behuf von ihrem ärmlichen Lager auf und schlich leise und auf die Hände am Boden sich stützend dem Herde näher. Wie ein Schatten wankte sie hier vorgebeugt und floh eilig zurück, als ihre

Beobachtungen, wie es schien, ein gewünschtes Resultat erhalten hatten. Man sah jetzt diese mysteriöse Figur sich in ihre Decken hüllen und aus der Hütte schlüpfen. Das Oeffnen der Thür, die der Sturm heftig wieder zuschlug, erregte die Aufmerksamkeit des Köhlers und er rief, nachdem er einen forschenden Blick auf das Lager in der dunkeln Ecke geworfen: Beim Sixt, er ist fort! In diese Nacht hinaus läuft er.

Der Fremde hatte nichts von dem Vorgange vernommen, und saß die Hände in den Schooß gefalten, in die Flamme starrend. Nur durch die wiederholten Flüche und Betheuerungen seines Wirthes, daß er den einfältigen Burschen nicht aufsuchen wolle, wurde er endlich aufmerksam und fragte, was geschehen sei.

Er ist fort, rief der Köhler. Sechs Tage hat er in meiner Hütte zugebracht, hat kein Wort gesprochen, die Tage und Abende hat er

im Gebirge geweilt, die Nacht dort auf der Matte gelegen. Und nun ist er fort.

Wer? fragte der Fremde und seine Mienen zeigten die gespannteste Neugier.

Seinen Namen hat er mir nicht genannt, aber er gehört auch zu den Brüdern. Das war nicht schwer zu errathen. Er ist noch jung und hat Kräfte, die zeigte er, wenn er mir manchmal bei meinem Geschäfte half. Die letzte Zeit war er aber gleichsam krank und zu nichts nutze.

Der Fremde sprang bleich und an allen Gliedern zitternd auf: Um Gottes und des Heilands willen! rief er. Springt ihm nach, sucht ihn einzuholen. Er kann nicht weit sein! Ich — ich kann leider nicht.

Ja, wo denkt Ihr hin? lachte der Köhler. Ist er einmal fort, so kann er sich selbst nur allein wieder zurückbringen. Wir Beide finden ihn nicht. Glaubt mir, er kennt das Gebirge gut; verloren wird er nicht gehen.

Der bleiche Wanderer ging mit verzweifelnden Schritten in der Hütte auf und ab. Er rang die Hände und gab alle Zeichen der aufgeregtesten Stimmung von sich. Er durchsuchte die leergewordene Schlafstätte und ein kleines Büchelchen fiel ihm in die Hände, das er küßte und schnell in die Tasche seines Rockes schob. Bei jedem Stoße des Sturmwindes schauerte die bleiche Gestalt zusammen, und immer schien es ihm, als tappte Jemand draußen an der Thüre. Endlich nahm er seinen Platz am Herde wieder ein, aber fortwährend aufgeregt und ängstlich lauschend. Der Köhler hatte sich unterdessen ein Lager bereitet und schlummerte fest. Die Nacht blieb unruhig und stürmisch; erst gegen Morgen legte sich die Wuth des Wetters, und kaum erfüllte ungewisse Dämmerung den niedern Raum der Hütte, als der Fremde reisefertig dastand und seinen Wirth weckte.

Ich kann Euch nicht geleiten, erwiederte die-

ser auf die wiederholten Bitten seines Gastes; aber ich will Euch den Weg weisen, den der Flüchtling gewöhnlich einschlägt. Ihr könnt ihn kaum verfehlen, wenn Ihr Euch nur die Mühe geben wollt, den nicht sehr zugänglichen Gebirgspfad hinanzuklimmen.

Gott wird mir Kräfte verleihen! sagte der bleiche Mann, und Beide verließen die Hütte. Nach geschehener kurzer aber deutlicher Weisung machte sich der Wanderer eilenden Schrittes auf den Weg. Man sah die schmächtige Figur in ihrer schwarzen, eng anliegenden Kleidung, den Stab in der Hand die felsige Höhe hinansteigen und hinter den noch immer heftig wehenden Gipfeln der in der Niederung wachsenden Fichten verschwinden. Die bräunlichrothe, mit dem farbigen Ginster und den üppigen Büschen Farrenkraut bewachsene Felswand trat im Glanz der Morgensonne in ihrer vollen, kräftigen, durch die Regengüsse der Nacht erhöhten

Färbung hervor. Die wilde Gebirgsluft strömte daher und ließ, aus der Kühlung der noch nächtlichen Schluchten kommend, ihren stärkenden Athem in seinem Aroma hinströmen. Die schwarzgrünen Kuppelmassen des Nadelholzes bildeten sich kalt und frisch gegen den hellblauen Himmel, wie er durch die zerrissenen Strichwolken sichtbar wurde. Auf der Höhe des Gebirges kämpften noch die Nebelmassen mit den Sonnenstrahlen und ganze zerstäubende Wolkendecken, wie hinfliegende Schleier, wallten und wogten um das Haupt des Berges. Aus dem Thale herauf hörte man noch das Grollen der Gewässer und das tiefe, hohle unterirdische Toben der verfangenen Winde, die sich frei zu machen trachteten und nur immer in tiefere Schluchten und Spalten geriethen. Aus ihren Schlupfwinkeln, aus den sichern und versteckten Felsenkammern kamen nun die vielen Bewohner dieser Einöde ans Licht. Während

der schöne goldgrüne Käfer, das Entzücken der Sammler, die stolze Rüstung, unter der er die feinen Schleier seiner ätherischen Flügel versteckt, im Strahl der Sonne schimmern ließ, sich gravitätisch und langsam über die Kiesel des Weges bewegend, umflog der prächtige Gebirgsgeier die nassen und gebrochenen Zweige des alten Fichtenstammes mit melancholischem Geschrei und in immer engern Kreisen. Aus dem Gezwitscher der kleinern Vögel machte sich der laute und fröhliche Ruf der Drossel bemerkbar und ihr antwortete der seltsame Schrei von Thieren, die man aus der Entfernung, aus der sie sich hörbar machten, nicht näher bezeichnen konnte, deren Laute aber in dieser Natureinsamkeit etwas Schreckenerregendes hatte.

Der Wanderer erreichte jetzt ungefähr die Hälfte des Weges und schon waren seine Kräfte erschöpft; er sank auf eine Felsenbank nieder. Seine Blicke richteten sich matt und für die

großartigen Schönheiten, die ihn umgaben, theilnahmlos, in's tiefe Thal hinab. Die weite Länderstrecke in ihrer abwechselnden Färbung, wie die Sonne und die noch im Thal in Massen vertheilten Regenwolken mit ihren Schauern sie bildeten, gaben seinem irrenden Auge keinen Halt. Er suchte die Thürme des kleinen Städtchens, in dem er sein vorletztes Nachtquartier gehalten, und er entdeckte sie endlich, wie sie tief unten ihre sonnenbeglänzten Spitzen aus dem Grün der Buchen- und Nußbaumgebüsche emporstreckten. Die Landstraße führte daran vorbei wie ein dünner Faden, der die weithingestreckten Flächen der Felder und Wiesen durchschnitt, und auf der, kaum merklich wie irrende Punkte, die schweren Lastwagen der Fabrikstadt sich zubewegten. Der träumende Blick des ruruhelosen Mannes wurde von diesen fernen Gegenständen allmählig in die Nähe verlockt und ruhte hier mit derselben stumpfen Theilnahm-

losigkeit auf Felsenkanten und Steintrümmern. Plötzlich füllte sich sein Auge mit Feuer, ein Glanz von Leben zuckte um seine Züge, und er erhob sich rasch, indem er einige Schritte vorwärts that, mit seinem Stab die Zweige zertheilte und endlich in einen lauten Ruf ausbrach. Als dieser gebieterische Gruß von Dem, welchem er galt, nicht erwiedert wurde, erhob der Mann noch heftiger seine Stimme und schrie: Ich rufe Dich im Namen des Heilandes, steh!

Es lag eine erschütternde Kraft in dieser Stimme und in diesen Worten. Bald darauf kletterte Jemand die Felswand herab und in wenigen Augenblicken stand Calixt vor Johannes Wattewille. Sie sahen sich schweigend an, dann aber breitete Johannes seine Arme aus und der Jüngling stürzte mit lautem Weinen an die Brust des Mannes.

Warum hast Du mir das gethan? sagte

Johannes nach einer Pause, indem er seine Rechte auf Calixts Schulter ruhen ließ. Der Angeredete sah schweigend vor sich hin. Sein Antlitz war bleich, die Augen glühten in ihren Höhlen, die dunkeln Locken flatterten wild um Stirn und Nacken. Der Hals und ein Theil der Brust war entblößt und man sah die heftige Bewegung dieser nackten Brust. Antworte mir, rief Johannes. Warum hast Du uns das gethan? Mir, der ich deine Jugend wahrte und jener Alten, die mit ihrem Herzblut Dich erkaufte? Sie liegt jetzt jammernd auf dem Boden ihrer Hütte und in ihrem Herzen ist keine Hoffnung, auf ihrer Lippe kein Gebet. Warum hast Du uns das gethan? —

Calixt warf sich von neuem an die Brust seines väterlichen Freundes, indem er mit gepreßter Stimme und mühsam die Worte ausstieß: Frage mich nicht. Ich konnte nicht an=

ders. Beklage mich, ich habe schreckliche Stunden erlebt.

Ich beklage Dich nicht, rief Johannes scharf. Ist das Deine Liebe zum Heiland, ist das Dein Vertrauen zu seiner Führung? — Geh, setzte er hinzu und stieß den Jüngling von sich, wir haben keine Gemeinschaft mit einander.

So soll es auch sein, erwiederte Calixt und wandte sich ab. Seine bleichen Lippen waren zusammengekniffen, Tropfen tödtlichen Schweißes standen auf seiner Stirne; er lenkte den Pfad aufwärts ein.

Wohin? fragte Johannes.

Fort von Dir, von allen Menschen fort! entgegnete der Jüngling. Hier will ich bleiben, hier ewig wohnen! Niemand soll mich wieder ins Thal herabbringen. Ich will hier sterben, mein Herz soll in dieser freien, luftigen Höhe brechen.

Er brachte diese letzten Worte nur unter

Zuckungen hervor und lag dann ohnmächtig zu Johannes' Füßen. Dieser hob ihn auf, bettete ihn auf seinen Knien, strich die Locken aus der Stirne und bedeckte diese schöne bleiche Stirne, diese geschlossenen Augen mit zahllosen Küssen. Er liebkoste ihn wie ein Vater sein krankes Kind liebkost; jeder Zug von Zorn und Kränkung war aus dem Gesichte entschwunden, nur Zärtlichkeit, innige, blutende Liebe war den reinen Linien dieses Apostelkopfes eingedrückt. Er faltete betend seine Hände über der Brust des Jünglings und seine Blicke suchten die ewige Höhe mit einer Inbrunst, wie sie nur die schauernde, in ihren tiefsten Tiefen erregte Seele empfinden kann. In der stillen Einsamkeit des Gebirges, in einer wilden Natur, die noch von den Krämpfen der Nacht nachbebte und jetzt mit tausend Stimmen, Lichtern und Farben sich zum Tage emporrang, tönte das Gebet des Frommen wie die geläuterte Melodie der

ewigen Gottesstimme, die über allem Geschaffenen schwebt.

Als Calixt wieder erwachte, sagte Johannes mit sanfter, aber sehr fester Stimme: Du folgst mir ins Thal herab. Trinke aus dieser Flasche Erquickung und dann laß uns gehen. — Keine abwehrende Bewegung! Kein Widerspruch! Ich will es. Was Dich auch bewogen hat, hierher zu entfliehen, ich werde es später erfahren; jetzt heim zu Deiner Großmutter, bitte sie um Vergebung, denn Du könntest ihre Tage gekürzt haben.

Bei diesem Vorwurf schauerte der Unglückliche zusammen. Er wollte einige Schritte vorwärts machen, als seine Knie schwankten. Der schwache Johannes, er, der sich früher selbst kaum hatte aufrecht halten können, er unterstützte jetzt den Jüngling und leitete ihn den Bergpfad hinab. Sie blieben öfters stehen und in solchen Momenten, wo eine Lücke in der

Waldung den Blick auf's Thal frei ließ, bedeckte Calixt seine Augen und ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. Kein Wort wurde zwischen den Beiden gewechselt, sie kämpften stumm mit den Schwierigkeiten ihrer Bahn, nur wenn diese sich häuften und die Kräfte des Einen auszugehen drohten, schöpfte er neuen Muth durch einen Blick auf seinen Nachbar. So tröstet und stärkt die mitleidende Liebe auf dem rauhen Pfad des Lebens.

Endlich war die Köhlerhütte erreicht und hier gönnten sich beide Wanderer Rast. Calixt, durch die ruhelosen Streifereien der letzten Tage, durch Mangel und Elend, mehr aber noch durch Seelenkämpfe erschöpft, sank in einen todtenähnlichen Schlaf, der den ganzen Tag und bis tief in die Nacht hinein anhielt. Johannes wachte an seinem Bette, nachdem er einige Stunden ruhigen Schlummers genossen. Am Morgen des dritten Tages verließen sie die Hütte. Ca=

lirt war nicht zu bewegen, in Herrnhut sich zu zeigen; er blieb in einem Dorfe einige Stunden entfernt, und wartete dort Johannes ab, der Libussa von dem Vorgefallenen benachrichtigen und sie auf das Wiedersehen des Enkels vorbereiten wollte.

Die Mittheilungen und Bekenntnisse, die sein jüngerer Genosse ihm gemacht, beschäftigten den Bruder während der einsamen Wanderung, die er jetzt vollführte. Ein reichbewegtes Leben hatte Johannes mit jenen Zweifeln, Verirrungen und Schwächen selbst des bessern Theils der Menschheit bekannt gemacht, die von jeher die Grundlage der Gesellschaft erschüttert haben und es fast unmöglich machen, ein vollkommenes Gebäude der Gesittung und religiösen Cultur aufzuführen. Die Idee des Einzelnen, noch so erhaben und noch so tief wurzelnd in den Grundbedürfnissen der menschlichen Natur, findet immer, sobald sie sich auf die Massen

verbreitet, jene Widersetzlichkeit der Materie, die dem Sieg des Geistes ihre tausend und abertausend Capricen entgegensetzt. So waren diesem milden und tiefen Denker die letzten Ereignisse in Herrnhut betrübend, aber nicht unerwartet. Briefe und hingeworfene Winke in Aeußerungen der Brüder hatten ihn in der Fremde schon auf Das vorbereitet, was er in der Heimat finden würde. Doch hatte er sich den Ausbruch der Feindseligkeiten nicht so plötzlich und nicht so stürmisch vorgestellt, am wenigsten glaubte er fürchten zu müssen, seinen jungen Liebling in die Katastrophe verflochten zu sehen, und dieser Umstand war eigentlich der Anlaß zu der schmerzlichsten Betrachtung seines Geistes, zu dem empfindlichsten Schmerz seines Herzens. Schon frühe war es ihm gelungen, die feurige, frische und jugendliche Seele Calixt's sich zuzuwenden. Selbst ohne Kinder und doch mit einem Herzen voll überströmender Liebe

war er der geistige Vater dieses Knaben geworden. Nichts lebte im Gemüth desselben, das ihm verborgen geblieben wäre. Frühzeitig hatte er dahin gearbeitet, daß der Knabe zum Missionär herangebildet werde, denn er fand in diesem festen Körper eben die Kraft, mit den Widersetzlichkeiten eines fremden Landes und Klimas zu kämpfen, wie in diesem nicht minder energischen Geiste die Mittel, gegen Aberglauben und Unglauben erfolgreich zu kämpfen. Jetzt schienen diese Voraussetzungen plötzlich ohne Grund gemacht, diese Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet. Ein Kampf, den der vorsorgende Johannes nicht hatte voraussehen können, war zerstörend in das Leben seines jungen Freundes getreten und drohte die Vernichtung, wenn die bessern Geister nicht alle ihre Kräfte anstrengten. Eine ängstliche Krisis war eingetreten. Und gerade jetzt mußte dieser unglückliche Zeitpunkt eintreffen, wo Johannes die

Früchte seiner Erziehung und geistigen Pflege zu ernten hoffen konnte, wo Calixt seine Bestimmung antreten sollte. Aber jetzt war keine Zeit zu müßigen Betrachtungen, es mußte Hülfe geschafft werden, dies erkannte Johannes, und der Gegenstand seines Grübelns, während er sich dem Ziel seines Weges näherte, war, die Mittel der Rettung auszufinden.

Gleich nach dem Auftritt im Hause des Ordinarius, wie Elisabeths Wohnung genannt wurde, hatte sich der Jüngling vor Jedermann und selbst vor Libussa verschlossen. Nach drei Tagen dieses mysteriösen Nachdenkens war er in die Einöde, in der wir ihn gefunden haben, entflohen. Sein Betragen war scheu und wild gewesen, er hatte in der Einsamkeit seines Zimmers laut mit sich selbst gesprochen und erst die sorgfältigsten Nachforschungen hatten die Richtung seiner Flucht entdecken lassen. Libussa lag auf dem Krankenlager und ohne Zweifel hätte

sie die Unruhe und der Gram getödtet, wenn nicht in diesen bösen Stunden, wie ein Engel des Lichts, Johannes erschienen wäre, um in Schmerz und Verwirrung Trost und Frieden zu bringen. Nicht allein die Leichtfertigkeiten der französischen Gäste hatte die Ruhe der Gemeinde erschüttert, sondern das Widerspiel jenes frivolen Unglaubens hatte sich an einer andern Stätte unter blutigen und erschütternden Scenen geltend gemacht. Die in Paris ausgerottete Sekte der Convulsionärs, jener über alle Grenze hinaus wüthenden Fanatiker, hatte in Herrnhut Boden gewonnen, und trieb mit einer Anzahl verführter Brüder und Schwestern zusammen ihre grausamen Quälereien und ihre die Religion schändenden Mysterien. Es war ein Gemälde der Zerstörung, in der sich die Gemeinde befand, die selbst an die grenzte, welche gleich nach dem Tode des Grafen sich auf eine so schreckbare Weise verbreitet hatte.

Die Schritte des ehrlichen Bruders wurden immer langsamer, je mehr er sich den Häusern nahte, über die, gleich einer düstern Wolke, der Unwille Gottes zu schweben schien. Als er diesen Ort, die Stätte seiner liebsten Erinnerungen und Hoffnungen, zum ersten Mal nach seiner Reise erblickt hatte, breitete er die Arme liebend dagegen aus; jetzt, da er wußte, welch ein Geist dort eingezogen, senkte er seine Blicke und wanderte unmuthig und zögernd vorwärts. Eines der ersten Häuser war die bescheidene Wohnung Libussa's. Das Dach der Hütte, wie es über die mit Blüten bedeckten Fruchtbäume schimmerte, legte sich wie eine schwere Last auf das Herz des Wanderers. Was sollte er der Alten sagen? Wie ihren Kummer, ihre Qualen stillen? Wie sie auf den Zustand des Enkels vorbereiten, und Hoffnungen geben, die er selbst nur ungewiß und schwankend hegte? Und wenn er sie auch über den eigentlichen Grund

von Calixt's zerstörtem Gemüthe täuschen wollte, konnte er es wohl? Ist eine Mutter zu täuschen? Und liebte das wilde und energische Herz der alten Böhmin nicht weit feuriger wie jemals eine Mutter hätte lieben können?

Eben bog Johannes um die Ecke des Gärtchens, als er unter einem Blütenzweige ein schwarzes häßliches Gesicht durchblicken sah, dessen weiße Zähne schimmerten und das sich sogleich wieder zurückzog. Es war die Negerin, die jetzt an das Bett Libussa's trat und die Kranke mit feierlicher Miene anstarrte.

Was willst Du? fragte Libussa mit schwacher Stimme. Blick' mich nicht so an. Setze Dich an Deine Arbeit, und kümmere Dich nicht um mich.

Die schwarze Line ging, setzte sich auf ihr Bänkchen am Fenster, stand aber gleich wieder auf und stellte sich an's Bett, wiederum die Alte anstarrend.

Libussa murmelte einige Worte, verzog ihr Gesicht zu einer häßlichen Grimasse und wandte sich gegen die Wand. Die Negerin bückte sich über sie und setzte ihr gespenstisches Starren fort; endlich sagte sie: Altes wildes Weib! Du möchtest wohl auch hier mit silbernen Leuchtern um Dich werfen, wie Du es im Hause des Ordinarius gethan hast?

Gott hat meine Kraft von mir genommen, und meine Hände sind gebunden, stöhnte Libussa.

Die Negerin machte einen Freudensprung und stieß einen langen gellenden Schrei aus. Er wird auch Deinen Sohn von Dir nehmen! rief sie, sich immer über's Bett bückend.

Die Alte faltete die Hände und sagte leise: Er wird's.

Er wird Alles von Dir nehmen! rief die Negerin in einem halb singenden Tone. Du

wirst Alles verlieren! Nur der Tod und die schwarze Line werden Dir bleiben.

Und mein Heiland! fügte Libussa mit derselben erstorbenen flüsternden Stimme hinzu. Es entstand eine lange Pause, während welcher die Negerin sich an die abgelegten Kleidungsstücke der Alten machte und leise einen kleinen Schlüsselbund hervorzog, mit dessen Hülfe sie eben so lautlos ein Schränkchen öffnete und den silbernen Pokal, dessen wir schon erwähnt haben, daraus hervornahm. Libussa lag wie ein Bild aus Stein da. Ihre Augen waren geschlossen, die Schläfe eingesunken, und wenige silberweiße Locken beschatteten die hohe Stirn, deren Wölbung jetzt doppelt erhoben und wie aus dem schönsten Marmor gemeißelt erschien. Das einzige Zeichen von Leben gaben die schmalen bläulichen Lippen, die sich zitternd regten. Die Negerin stand zu Häupten des Bettes und schwenkte grinsend und in immer

schnellern Kreisen den funkelnden Becher um das Haupt der Kranken; endlich trat sie damit vor und rief kreischend: Frau, noch nicht sterben! Sag mir erst, was Du mir gibst, wenn ich Dir Bruder Johannes vor's Bett bringe?

Bei Nennung dieses Namens schauderte Libussa und fragte dann schnell: Ist er zurück?

Die Negerin nickte.

Wo ist er? Sie machte Anstalten, sich emporzurichten, aber ein unsanfter Druck der schwarzen Line zwang sie wieder in ihre Lage zurück: Lieg still, Frau! rief die übermüthige Magd. Du wirst ihn nicht früher sehen, als bis Du mir diesen Becher geschenkt hast. Ich sage, nicht früher; oder Du müßtest denn die Kräfte haben, selbst aufzustehen und die verriegelte Thür draußen zu öffnen.

Schwarze Bestie! stöhnte Libussa, wirst Du wohl gehen und öffnen?

Nix! entgegnete die Bedrohte. Man hörte das leise Klopfen des Gastes.

Er ist es! Ich werde von meinem Jungen Nachricht haben! triumphirte Libussa und faßte krampfhaft an ein Tischchen, um sich daran aufzurichten; allein das Tischchen stürzte um und die Kranke wieder in die Kissen zurück. Beim Geräusch der zerbrechenden Medicinfläschchen hörte man das laute Gelächter der Negerin und das verstärkte Klopfen an der Hausthüre.

Du wirst ihn nicht sehen und sprechen! rief Line. Unser Häuschen liegt einsam; kein Nachbar hört's; und ich — öffne nicht. Sie setzte sich ruhig auf ihr Bänkchen, während Libussa sie mit Augen, die vor Unwillen und Verachtung aus ihren Höhlen zu treten schienen, anstarrte. Nun so öffne! rief sie endlich. Ich schenke Dir den Becher! —

Die Negerin sprang auf, bedeckte die Hand

ihrer Gebieterin, die ihr einen heftigen Schlag gab, mit Küssen und sprang aus dem Zimmer. Bald kehrte sie mit Johannes zurück. Während der ganzen Unterredung der Beiden am Bette, saß sie am Fenster und betrachtete den Pokal, indem sie ihn gegen das Licht schimmern ließ, ihn küßte und ihn an die Brust drückend, wie ein Kind herzte. —

Libussa's Blicke irrten mit jener wahnsinnig gesteigerten Gier auf dem Antlitz des Bruders, mit welcher Delinquenten nach langen Schmerzensnächten das Antlitz des Richters beobachten, der in ihren Kerker tritt, um ihnen den Spruch über Leben und Tod zu offenbaren. Die Miene des frommen Mannes zeigte Unwillen über diese zügellose Leidenschaftlichkeit und sogleich senkte sich das Auge der Alten und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen. Sie fragte nicht, sie verharrte zitternd und schweigend.

Er lebt, Schwester Nohatz, sagte Johannes. Er lebt, aber er ist sehr krank.

Der Heiland sei gelobt! erwiederte Libussa. Was bewog ihn, seine Alte zu verlassen, und in Nacht und Nebel davonzugehen?

Den Grund seiner Flucht, entgegnete der Gefragte, kann ich Euch für jetzt noch nicht sagen; beruhigt Euch, Schwester, wenn ich Euch versichere, daß ich unter ähnlichen Verhältnissen fast Dasselbe gethan haben würde. Es war nicht recht, entschuldigen kann man's nicht, aber auch nicht verdammen.

Libussa schüttelte das Haupt. Und warum ist er nicht zu mir gekommen? fragte sie.

Eben weil er krank ist.

Ich hätte ihn gepflegt.

Er hat einen Arzt, der ihn nicht verläßt, erwiederte Johannes. Wir wollen ihn der Pflege dieses Arztes einige Tage ruhig überlassen.

Dann wird er kommen und um Eure Vergebung und Euren Segen bitten.

Aber wann? Ich werde sterben!

Nun denn, Alles wie Gott will, Schwester. Warten wir's ab. Nur Ruhe, Friede, Ergebung!

Er legte bei diesen Worten seine kalte Hand auf die heiße Stirn der Alten. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Sie suchte die Linke des Bruders und zog sie an ihr Herz. Wenn er kommt, sagte sie schmeichelnd, und ihre Stimme hatte eine so rührende Weichheit, wie sie noch nie von ihr gehört wurde, haltet ihn nicht ab von meinem Bette. Ich weiß es, ich hab' ihm weh gethan; ich war gegen das Weib, das er liebt, zu hart, zu zürnend. Den Blick seiner Augen werde ich nie vergessen. Ja, ja, er liebt die schöne gottlose Frau und hat nicht den Muth, es mir zu gestehen, weil er fürchtet, ich werde ihm fluchen;

aber ich werde ihm nicht fluchen. Ich könnte es nicht, wenn ich es auch wollte. Lasset ihn daher nur zu mir kommen! Ich weiß, er ist da, er lauscht hinter der Thüre; — nicht? —

Johannes hatte Mühe, diese maßlose Aufgeregtheit zu beschwichtigen. Er stellte ihr vor, daß es voreilig und thöricht gehandelt wäre, den Jüngling aus dem Zustand einer selbst auferlegten Buße frühzeitiger herauszureißen, ehe das heilsame Werk des brütenden Gedankens zur Reife gediehen. Er sagte ihr ferner, daß man eine Zusammenkunft Calixt's mit der Gräfin zu verhindern suchen müsse, jedoch mit größter Vorsicht und unter dem Anscheine, als wenn sich durchaus kein fremder Wille thätig zeige. Die Gräfin, setzte Johannes dem Schluß seiner Rede hinzu, verläßt ohnedies Herrnhut; wir werden also zum Ziel unserer Bestrebungen gelangen, ohne beiden Theilen den mindesten Zwang anzuthun, den sie nie leiden würden,

und der unserer Sache nur schaden, niemals nützen könnte.

Die Alte beruhigte sich und Johannes versprach ihr, wenn es mit ihrem Siechthum sich bessern würde, sie in den ersten warmen Frühlingstagen in's Dorf, wo Calixt sich aufhielt, hinauszugeleiten.

In Elisabeths Wohnung standen die Koffer gepackt und alle Anstalten zur Reise waren getroffen. Der Marquis war durch eine Depesche der Gesandtschaft plötzlich nach Wien berufen worden; ihn begleiteten der Abbé Fontaines und Frau von Laballe. Die beiden Italiener waren ihrer Heimat zugereist und der übrige Schwarm der Gäste hatte sich zu den Festen nach Roswalde begeben, wo ein durch seine Bizarrerien und seine Verschwendung bekannter schlesischer

Graf Hoditz den König Friedrich von Preußen bewirthete. Herrnhut wurde leer, und die vorige Stille kehrte auf Gassen und Plätze wieder zurück. Allein es dauerte nicht lange, als Gäste anderer Art einzogen. Der in seiner vollen Pracht stehende Frühling brachte ganze Schaaren von frommen Wanderern, die die Gemeindeörter besuchten und in ihrer schmucklosen Tracht, meistens Landbewohner der Umgegend, die schönen Gartenanlagen des Gottesackers besuchten. Viele zog die Neugier herbei, denn sie hatten erfahren von neuen tumultuarischen Auftritten und Spaltungen in der Gemeinde, und so klug auch die vorsichtigen Brüder die geheimen Wunden und Brandschäden ihrer Corporation dem Blick des Publicums verbargen, so konnten sie doch nicht verhindern, daß abenteuerliche Gerüchte überallhin sich verbreiteten.

Johannes Watteville war zur Gräfin beschieden worden, und als er eintrat, trat ihm

die Tochter seines hochgeehrten Freundes mit einem sanften und ruhigen Lächeln entgegen.

Ehe ich scheide, mein Freund, hub sie an, möchte ich Ihnen die Ergebnisse meiner Wirksamkeit während dieses Jahres, das ich hier geweilt, vorlegen. Sie sind nicht groß und vielgestaltig, indessen sind es doch Resultate eines guten Willens.

Hiermit legte sie ihm Rechnungs- und Notizenbücher vor. Der Zustand der Gemeindeangelegenheiten, von der Zeit an, wo sie sich mit ihnen zu beschäftigen angefangen, war bis auf die neuesten Tage sorgfältig beleuchtet, die Einnahmen und Ausgaben der ihr übergebenen Kassen auf's Genaueste verzeichnet. Die Summe hatte für die letztern nicht gereicht, und ohne daß sie erwähnte, von wo der Zuschuß gekommen, konnte Johannes leicht einsehen, daß sie selbst diese Opfer gebracht. Die Bedürfnisse und der Zustand einzelner Familien war detaillirt ange-

merkt und jeder Aufsatz der Art, von der Hand der Gräfin selbst geschrieben, zeigte, wie tief eingehend und anhaltend sie sich mit dem Geschick der ihr Ueberantworteten beschäftigt hatte. Die Bücher waren in der vortrefflichsten Ordnung, es fehlte selbst das Sach- und Personenregister nicht, sodaß der Nachfolger, der diese Schriften benutzte, sich vollkommen über die ihm zustehenden Pflichten unterrichtet sah.

Wattewille, nachdem er mit kundigem Blick diese Blätter durchlaufen hatte, sah mit einem freudigen, dankbaren Lächeln zur Gräfin auf. Ich wußte es, meine theure Schwester, sagte er; ich wußte es, daß Sie Ihr Wort lösen würden; allein Sie haben, wie der redliche Arbeiter im Weinberge des Herrn, mehr gethan, als Ihnen oblag. Nehmen Sie den Dank unserer Bruderkirche an und bleiben Sie hinfort in ihrem Schooß.

Elisabeth schüttelte das Haupt. Davon

sei hinfort nicht mehr die Rede, sagte sie ernst. Wenn Sie mein Freund und mein Bruder bleiben wollen, Johannes, so beschwöre ich Sie, machen Sie nie und unter keiner Bedingung wieder einen Versuch, mich in den Kreis zurückzuführen, den ich jetzt verlasse. — Geben Sie mir darauf die Hand. — Als Johannes zögerte, setzte sie hinzu: Sie wollen es nicht? Auch Sie sind irre geworden an mir?

Er sah sie an mit seinen leuchtenden Blicken.

Ich muß es tragen, entgegnete sie leise, und wandte sich ab. So leben Sie wohl.

Nein, Elisabeth! rief Wattewille lebhaft, so dürfen wir nicht scheiden. Hier ist meine Hand. Wir bleiben uns nah, wo wir auch sein mögen, und nie wird Elisabeth ihren Bruder Johannes, nie Johannes seine Schwester Elisabeth verleugnen.

Er entfernte sich rasch, während die Gräfin ihm mit trübem Blicke nachsah. Sie ließ sich von

ihrer Zofe die Mantille geben, hüllte sich in einen dichten Schleier und verließ das Haus, als schon die Schatten des Abends sanken. Einsam wandelte sie den Fußpfad über eine mit Baumgruppen bedeckte Wiese, es war ihr Lieblingsgang. In allen Zeiten, wo sie das Bedürfniß fühlte, die Gesellschaft zu meiden, um ihren Gedanken und Träumen nachzuhängen, wandelte sie durch diese stillen Baumgruppen, saß sie an dem hellschimmernden Bache, der seine Wellen in leisem Gemurmel dahintrieb. Es scheint, als wenn an einigen Stellen der Natur ein unsichtbarer Altar der Erinnerung stände, so magisch wirken gewisse Plätze auf unsere Seele. Wir können uns den Zauber nicht erklären, der uns umfängt, wir können uns die Stille nicht deuten, die an so geheiligten Baumgruppen haftet, an dem magischen Umkreis der einsamen Gewässer. Es gibt abgenutzte Gegenden, wie es abgenutzte Menschen-

seelen gibt. In jenen wie an diesen ist ein Spiel kleinlicher Effecte sichtbar, eine gewisse Absichtlichkeit der Erscheinung, die das Lob herausfordert, und es als Tribut von Jedem einzunehmen gewohnt ist. Diese oft geprieseſten Schönheiten, diese jeder Beschauung sich preisgebenden Reize sind es aber nicht, die die Seelenstimmungen tieferer Natur zu bestimmen und zu gestalten vermögen. Die Natur hat in ihren geheimen Offenbarungen noch nicht entweihte Schönheiten. Für den Eingeweihten in ihren Mysterien gibt es noch Stätten, wo die ursprüngliche Frische und Unschuld waltet, und gerade diese sind es, die dem Maßstabe des ästhetischen Krittlers am wenigsten Stand halten, und zwar aus dem Grunde, weil hier nichts ist, was sich an Regel und Vorschrift kettet, weil Alles, was sich hier an Schönheit findet, sympathetisch von eben so reinen und eben so schönen Seelen aufgefaßt sein will.

Das erinnerungsschwere Herz Elisabeths duldete die müßige Ruhe nicht. Sie erhob sich und wandelte langsam am Bachesufer dahin. Von Zeit zu Zeit streifte ihr Blick über die fernen Gebirge und ein trübes Lächeln spielte um ihre Lippen. Noch einmal gingen die Bilder der nächsten Vergangenheit an ihr vorüber und jedes derselben warf einen Schatten mehr auf die Seele der einsamen Wandelnden. Sie suchte sich dieser Pein trostlosen Nachsinnens zu entziehen, und wandte ihren Blick schnell, wie nach einem Gegenstand suchend, der ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben im Stande wäre. Nicht so bald traf ihr Auge auf ein nahes Gebüsch, als sie in dessen Schatten eine männliche Gestalt unbeweglich stehen sah. Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihr, ihr Herz klopfte heftig, ihr Fuß wandte sich zur Flucht. In dem Augenblick rief eine wohlbekannte Stimme: Elisabeth! und dieser Zuruf bannte

die Fliehende wie mit Zaubergewalt, sie stand da, und ihr Blick, der sich auf einen Moment mit einem Ausdruck von Unruhe und Zweifel an den Boden geheftet hatte, richtete sich jetzt mit seiner gewohnten Klarheit und Festigkeit auf den Urheber dieses mysteriösen Rufes, der sogleich die Schatten seines Zufluchtsortes verließ und sich mit wankenden Schritten näherte.

Ist es möglich, Calixt! rief die Gräfin. Sie hier, und in diesem Aufzuge, in diesem veränderten Aeußern?

Nennst Du mich nicht mehr Bruder? fragte der Jüngling und sein bleiches abgezehrtes Antlitz nahm einen widrigen Ausdruck von Wildheit an.

Elisabeth reichte ihm die Hand, die er kalt und ohne sie zu drücken in der seinigen behielt. Bist Du krank, Calixt? fragte sie nach einer Pause, durch die unheimliche Starrheit des Jünglings erschüttert.

Nein, erwiederte er, im Gegentheil, ich bin auf dem Wege, gesund, recht gesund zu werden.

Dazu hat es keinen Anschein, armer Knabe.

Nenne mich nicht mehr Knabe, sagte Calixt schnell. Ich bin es nicht mehr. Was ich in dieser letzten Zeit erduldet habe, hat mancher Mann nicht erduldet. Seit ich von Dir getrennt war, habe ich Jahre erlebt.

Man sagte es mir, daß Du Dich weigertest, das Loos über Dich ziehen zu lassen.

So that ich, stöhnte Calixt.

Und daß Du dadurch Deine gute alte Großmutter tief gekränkt hast, setzte Elisabeth hinzu.

Sie muß sich auf noch größere Kränkungen vorbereiten, erwiederte der Jüngling finster vor sich hinsehend. Und überhaupt, was gelten mir Menschen, da ich mit meinem Gott sogar gehadert —

Calixt!

Ja, ich that's!

Du bist krank! rief Elisabeth heftig und suchte ihn zu sich auf die Bank zu ziehen; er widerstrebte aber und blieb in einiger Entfernung an den Baum gelehnt stehen, indem er mit verschränkten Armen starr in die tiefe Bläue des Abendhimmels blickte. Trotz der Erschütterung, die Elisabeth fühlte, konnte sie doch nicht umhin, die edle Schönheit dieser jugendlichen Gestalt zu gewahren, die mit düsterm und durchgeistigtem Ernst in den bleichen Zügen an einen Johannes in der Wüste erinnerte. Sie wagte nicht, die stumme Pause zu unterbrechen, noch weniger den Blick dieser wie in Verzückung aufgeschlagenen Augen auf sich zu lenken. Nach einer Weile entströmten dem bleichen Munde Worte, die wie im Traume gesprochen wurden; Als ich die enge Stube, den Duft der nächtlichen Lampe, die angehäuften Büchermassen verließ und mein eilender Schritt die Finsterniß durchschnitt, mein Haar im mitternächtlichen

Sturme wallte, da suchte ich dich, mein Gott, den ich in den dumpfen Wohnungen der Menschen, in ihren Mienen und Gesprächen nicht mehr finden konnte; und immer weiter lockte mich der Stern, bis ich keuchend die Höhe erklimmte und auf dem Kamm des Gebirges wandelte; zu meiner Rechten die brausenden Orkane der Tiefe, zu meiner Linken die stürzenden Wasserbäche. — Es gibt dort einen geheiligten Platz — ich habe ihn oft in meiner Kindheit beschreiben hören! Schauer decken ihn und Grausen heftet sich an die Ferse des Tollkühnen, der diese Geisterstätte zu betreten wagt, ich floh mit keckem Fuße in die Mitte der Schrecken. Ich warf mich nieder auf den Boden, küßte ihn und legte meine glühende Brust an die naßkalten spärlichen Gräser. Die Wurzeln der nahen Fichten schwollen, wie menschliche Adern an meinem Herzen und es war mir, als zitterte durch die schauerliche Einsamkeit eine kolossale zürnende

Seele. So habe ich dich gefunden, ewiger Geist, rief ich in wahnsinniger Lust; gib mir wieder, was ich verlor! Die uralten Stämme brausten im Sturme, und ein fernes wimmerndes Geheul ließ sich hören. Ich hörte nicht auf zu beten und zu flehen. — Gib mir ein Zeichen, Geist, rief ich — daß ich erkenne, daß Thorheit und Unsinn war, was ich früher glaubte; daß der Gott meiner Kindheit eine lächerliche Puppe war, und daß ich reif genug geworden, ein höheres Wesen zu erkennen und im Staube anzubeten. Lebt dieses höhere Wesen im gewaltigen Strome dieser nächtlichen Schrecken? Lebt es in Wonnebebungen eines süßen Sommermorgens? Lebt es überhaupt nur in deinem Leben, Natur! o so gib mir in dieser Stunde, wo ich gekommen bin, dich zu fragen, gib mir Antwort! —

Aber wieder klang jener gellende Schrei, wieder rauschte es unvernehmlich und bange

über meinem Haupte. Drei Nächte brachte ich so zu, und keine Antwort ward mir. Ach, ich wußte nicht, was beginnen. Sollte ich zu den Menschen zurückkehren? — ich hatte sie verstoßen; sollte ich die Natur ferner befragen? — sie hatte mich verstoßen! So lebte ich ohne Gott, ein entsetzliches Leben, ein Thier ohne die Unschuld des Thieres!

Er hielt hier inne, rang die Hände und blickte zu Boden mit jener fast wahnsinnigen Wildheit, als wolle er der Erde ihre Decke entreißen, um in ihrem Schooße sich und seine Schrecken zu verbergen.

Elisabeth hatte sich ihm genähert und faßte jetzt leise seine Hand. Er bebte bei dieser Berührung auf und wandte sein Antlitz weg, das eine Leichenblässe bedeckte. „Mein armer, mein unglücklicher Bruder, rief sie mit einer Stimme, die weich und kühlend wie die Abendluft um

eine erhitzte Stirn säuselte, was kann ich für Dich thun?

Alles! rief der Jüngling plötzlich mit einer stürmenden Lebendigkeit. Sage mir, daß ein Gott ist, und ich werde an ihn glauben.

Hab ich Dir jemals das Gegentheil gesagt? fragte Elisabeth.

Also Du glaubst an ihn? schrie Calixt. Du hältst die himmlichen Offenbarungen, den Kreuzestod des Sohnes, die Sühne des Mittlers, die uns frei macht, die Gnadenwirkungen, das Gebet — für Dinge, die man heilig halten, für deren Wahrheit man, wenn es sein muß, sterben muß? —

Ein Zug peinlicher Aufregung zuckte bei diesen Fragen über Elisabeths Antlitz. Man sah ihr die Ueberwindung an, die es sie kostete, dem wilden fragenden Blick, der auf sie gerichtet war, mit der gewohnten Ruhe Stand zu halten. Es gelang ihr nicht und sie machte

sich von den fieberhaft glühenden Händen, die die ihren umspannt hielten, los.

Du kannst mir keine Antwort geben, sagte Calixt und ließ ermattet die Arme sinken.

Wenn ich es könnte, was würde es Dir nutzen?

Er sah sie zürnend an, und sie fuhr fort: Wenn ich Dir nun offen bekennte, welche von jenen Glaubenssätzen ich für wahr halte und welchen Sinn ich in ihnen suche — könnte das Dich fördern?

Noch mehr als fördern, entgegnete er heftig. Es wird mich retten, mich gesund machen. In Deine Hände lege ich mein Schicksal.

Wahnsinniger, ich bin eben so schwach, eben so gebrechlich wie Du.

Das bist Du nicht. Deine Ruhe, Deine Sicherheit, Deine Milde sagt mir genügend, daß Du nicht mit Dir selbst im Streit liegst, und in solche Hände gibt Gott unser Schicksal.

Die Stützen, an denen sich meine Kindheit und Jugend lehnte, sie sind dem Sturm einer einzigen qualvollen Nacht gewichen; ich muß mich nach haltbäreren umsehen.

Willst Du ein Mann sein und Deinen Glauben von einem Weibe annehmen? rief Elisabeth mit flammenden Blicken.

Calixt warf sich ihr zu Füßen. O erkenne es, daß Du für mich kein gewöhnliches Weib bist. Hast Du nie im Innersten Deines Herzens geahnet, was Du mir bist? Sagte Dir nie ein Traum, ein unbewußtes Zucken der Seele, wie Dein Geschick unzertrennbar mit dem eines armen Jünglings verbunden ist, der nichts auf der weiten, freudlosen Erde hat als Dich? Und kannst Du nun noch fragen, ob ich meinen Glauben von Dir annehmen will? — Elisabeth! bei den Schauern der Nacht, die emporsteigt, um sich über die Erde zu lagern, bekenne ich Dir, daß in diese Stunde meine

Wahl fällt zwischen Gott und Dir. Stößest Du mich von Dir, verschließest Du mir hartnäckig das Heiligthum Deiner Seele, so werde ich Gott dienen, denn ich kann nicht ohne ihn sein, aber ich werde ihm freudlos dienen, ein dumpfer, willenloser Sklave, und mein ganzes ferneres Leben wird ein unnennbares Elend sein. Auf Dich werde ich immer zurückblicken wie auf das Morgenroth meiner Seele. Bist Du aber mein, so verspreche ich eine Feuerflamme zu sein auf dem Altar des Höchsten, Wärme und Segen verbreitend überall hin.

Elisabeth wankte und ließ sich erschöpft auf die Bank nieder.

Mißverstehe mich nicht, rief Calixt stammelnd, nicht Deinen irdischen Besitz will ich. Nie, ich schwöre es Dir, haben meine Wünsche diese thörichte Richtung genommen. Glaubtest Du das von mir, so wäre ich elend.

Eine lange Pause erfolgte, während welcher

Elisabeth ihre Fassung vollkommen wieder errang und Calixt in einem stummen Brüten noch immer knieend auf dem Boden lag.

Gott ist bei uns in dieser Stunde, hub Elisabeth endlich an. Er sieht in unser Herz und er lenke meine Worte. Calixt, was ich Dir jetzt sage, habe ich noch Niemandem vertraut. Nur mit dem Geiste meines Vaters habe ich Zwiesprache gehalten und den Inhalt unserer Gespräche erfuhr keine menschliche Seele. Deine ist die erste, die ich zur Mitwisserin mache. Ich verabscheue die Sekte, die mein Vater gegründet, ich theile keinen der Grundsätze, auf die er sein Gebäude gegründet, mir ist zuwider jegliche Richtung, die Geist und Gewissen auf diesem Wege annehmen.

Calixt sprang vom Boden auf und sah die Gräfin starr an.

Höre mich aus, versetzte diese. Meine Familie zählt der edlen Männer viele, groß im

Kriege, erfahren im Rathe, Freunde der Fürsten, wie Wohlthäter und Beschützer des Volks. Diesen Ruhm zu erwerben, genügte meinem Vater nicht In einer Zeit des Drangsals, des wilden Uebermuths, der frechen Zügellosigkeit der Sitten zog er es vor, als Reformator seiner Zeit aufzutreten und brachte nur eine gefährliche Spaltung mehr in Staat und Kirche. Er verabscheute, den offenen Weg zu gehen, den guter Wille, Thatkraft und Muth vor ihm gegangen waren, er schlug den düstern Pfad ein, den die prophetische Inspiration wandelt. Sein Ziel war ihm anfangs dunkel, er wußte nicht, wo es mit ihm enden werde, aber die Umkehr versperrte ein dichter Schwärmerhaufen, der hinter ihm her tobte. Nun mußte er vorwärts; der Fluch aller Weltverbesserer, eine wilde, mißverstehende Menge, verfolgte auch ihn. Der edle Mann konnte das innere Symbol seiner Seele nicht mehr in seiner Reinheit bewahren, und

am Ende seiner Tage sah er sein Bild von der Zeit zu Verzerrungen gestempelt, die ihn vor sich selbst schaudern machten. Was hatte er erreicht? Was war geworden? Wie anders hatte er sich die Resultate gedacht, als er begann. Er ließ an seinem Sterbebette eine Gemeinde zurück, die jedes seiner Worte und Werke schmählich mißverstand.

Doch von diesen trüben Mißständen will ich nicht sprechen, ich werde nur angeben, wie weit meine Ansichten von jenen Dogmen sich entfernen. Mit innigster Ueberzeugung hänge ich an der Wahrheit jener erhabenen Lehren, wie sie uns Gott durch einen seiner edelsten und weisesten Geister gesandt hat; aber verächtlich und die menschliche Natur entwürdigend sind mir jene süßlichen, zärtlichen Spielereien, die sich für Trauer- und Liebesgefühle beim Andenken seines martervollen Todes ausgeben. Nicht der Tod, sein Leben, seine Lehren scheinen mir der

Gegenstand, um den sich's handelt. Aus diesem ersten Irrthum entspringen alle jene schwächlichen Gefühle, die aus dem Menschen eine ewig quellende Thränendrüse machen, die ihn entnerven, die ihn dem Leben und allen großen Thaten der Begeisterung fern halten, indem sie aus ihm einen kranken, dumpfen, maschinenmäßigen Arbeiter machen. Nicht solcher Arbeiter bedarf die Zeit. Der Umschwung der Ideen, die kolossalen Altäre, die der thätige, stürmende Menschengeist aufrichtet, und auf denen nicht diese schwächliche Flamme zu lodern vermag, fordern einen andern Gottesdienst. Mein Vater glaubte in der Absonderung sein Heil zu finden, ich glaube es mitten im Gewühl der Welt zu entdecken. Was wäre unsere Gott-Liebe, was wäre unsere Religion, wenn wir sie auf einen kleinlichen armen Cultus, auf einige immer wiederkehrende Seufzer und auf einen Cyklus von melancholisch-pedantischen Sitten und Lebensein-

richtungen beschränkten? Nein, der lebendige Glaube soll lebendig wirken. Das suchende Herz soll tausend Mal irren dürfen, ehe es das Wahre getroffen; keine ererbte Heuchelei, keine vorgeschriebene Bahn soll die ihm bestimmten erhabenen und düstern Prüfungen fern halten. Hat aber die Stunde geschlagen, wo ein wildes Herz zu seinem Frieden eingeht, warum dann über den Körper ein einfarbiges dunkles Gewand breiten? Warum Schranken ziehen und Hütten bauen? Glaubt ihr, daß das sichere Herz dessen bedarf, daß der, der seinen Gott einmal gefunden, ihn jemals wieder aufgibt und verläßt? Jede Sekteneinpferchung ist verächtlich, und nur der Schwache oder der Heuchler sucht die von Andern ihm vorgezogene Schranke.

Und nun, mein Bruder, kannst Du an Gott glauben, wie ich an ihn glaube, kannst Du ihn lieben, wie ich ihn liebe; bist Du glühend überzeugt, daß die Lehren Christi unsern streitenden

und zagenden Gemüthern Muth und Einsicht verleihen, dem Vollkommenen immer näher zu streben — so zeige diesen Glauben der Welt und handle. Es ruft die Zeit ihre Geister wach. Derselbe Christus, der die Fahne des Sieges auf Golgatha vorantrug, trägt sie auch jetzt voran, und an die edelsten Kräfte in der Menschenbrust geht sein Ruf. Auf, folge ihm! nicht in nutzlosem Grübeln in Deiner Zelle, nein in die freie offene Welt hinaus. Trage die Religion der Liebe in die Wohnungen des Hasses, die Lehre der Milde und Verzeihung in die harten Herzen der Tyrannen, und bringe Gerechtigkeit und Ruhe in die schwankende Zeit.

Calixt hatte wie in eine stumme Verzückung verloren diesen Worten gelauscht, die voll und tönend über ihn dahinbebten. Er hielt seine Arme über die Brust gekreuzt, seine Blicke waren flammend emporgerichtet, während seine Lippen geöffnet, gleichsam dürstend, die Rede

einsogen. Als Elisabeth schwieg, stöhnte er leise: So willst Du also, daß ich mich von der Gemeinde lossage?

Ich verlange es nicht, entgegnete sie. Behalte die Satzungen, zu denen Du dich einmal bekannt und die edle Männer mit Dir theilen, nur fasse sie auf wie mein Vater sie gedeutet sehen wollte. Er, der in seiner Seele nichts von Knechtschaft und Heuchelei wußte, wollte mit seiner Lehre nichts bewirken als nur ein innigeres Anschließen an die Heiligthümer unserer Lehre und unseres Glaubens. Einer Zeit, die nur sich selbst liebt, wollte er die Liebe lehren; aber der kleinliche Sinn faßte es kleinlich auf. Nicht der Bruder-Name führt die Menschen zusammen, die Bruder-Gesinnung ist es. Ach Calixt, wenn ich ein Mann wäre, ich hätte das Werk meines Vaters fortgeführt; ich bin nur ein Weib, und verkannt und mißverstanden in noch höherem Grade wie er, weiche ich von

diesem Platze. Sei Du es, der meine Ideen fortpflanzt. Sei Du es, auf dem sein Geist ruht; bringe den Namen Zinzendorff zu Ehren, lasse ihn weit strahlen durch alle Welt und dann nimm den Dank seiner Tochter.

Thränen stürzten aus ihren Augen, sie wankte und sank in Calixt's Arme, an dessen Busen sie ihr Haupt verbarg. Er preßte auf einen Moment in stummem Entzücken die Weinende an sich, dann ließ er sie sanft auf die Bank gleiten, indem er auf den Knien vor ihr liegen blieb.

Ich schwöre es Dir, Elisabeth, rief er, Tochter Zinzendorff's, ich schwöre es Dir, eingedenk dieser Stunde, will ich handeln nach Deinem Willen. Von Deiner Lippe nahm ich meinen Gott geheiligt und gereinigt wieder zurück und ewig soll er in meinem Busen wohnen. Und wenn ich jemals wanke in den Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens, so trete Dein

Bild vor meine Seele, Dein Bild, wie es jetzt vor meinen trunkenen Blicken leuchtet.

Mein Bruder! lispelte Elisabeth und neigte sich zu ihm nieder. Ein langer und heißer Kuß besiegelte den Bund. Calixt verschwand hinter den Schatten des Gebüsches. Tiefe Nacht deckte schon die Erde, als Elisabeth ihrer Wohnung sich näherte. Der Sternhimmel in seiner ganzen Pracht flimmerte über ihr, zu ihm wandten sich ihre Blicke und ewige Gedanken bewegten ihre Seele. —

Den Morgen nach dieser Unterredung hatte die Gräfin Bruce Herrnhut verlassen. Sie ging auf ihre Güter und es blieb ungewiß, ob sie jemals wiederkommen würde. Das Haus des Ordinarius blieb leer, nur der Saal wurde, dem Willen des verstorbenen Grafen gemäß, zu Versammlungen benutzt, aber die Gerüchte von

Entweihung dieser Räume hatten sich überall hin verbreitet und so geschah es, daß auf den Ruf nur Wenige sich einfanden, und auch diese blieben endlich weg, gewarnt und eingeschüchtert von der Menge.

Calixt Nohatz hatte sein Zimmer bei der Großmutter wieder bezogen und von dem Augenblick an war die Alte wieder genesen. Er hatte ihr noch eine größere Freude bereitet, indem er sich dem Loos unterworfen. Niemand wußte, selbst Johannes nicht, welch ein Umstand diese plötzliche Veränderung in seinem Wesen herbeigeführt; es wurde der Einwirkung des guten Geistes zugeschrieben und hier irrte man nicht; nur hätte man diesen guten Geist nicht näher bezeichnen können. Calixt war still und in sich gekehrt, aber dabei freudvoll und ruhig.

Mein Sohn, sagte Johannes eines Tages zu ihm, hast Du schon vernommen, daß das

Schiff, welches nach Westindien zu segeln bereit ist, schon uns angemeldet worden, daß vielleicht wenige Tage nur noch Du in unserer Mitte weilest?

Ich weiß es, mein Vater.

Und so ruhig, Calixt? Du verläßt Deine Heimath — Gefahren drohen Dir — Du wirst vielleicht nie die Deinigen wiedersehen.

Gott wird über mich verfügen.

Das wird er. Hoffst Du vielleicht, daß das Loos Dich nicht treffen werde?

Ich wünsche und hoffe, daß es mich erwählt.

Ist Dir durch irgend etwas Deine Heimath verleidet?

Wie? rief der Jüngling, und seine Blicke warfen einen zürnenden Strahl; so kann Johannes fragen? Du, der mir die Lehre einprägte, Vaterland, Glück, Eltern und Geliebte zu verlassen, wenn Gott ruft, du fragst mich jetzt, ob ich vielleicht nur vor irgend einem klei-

nen Mißgeschick fliehe und meinen hohen Beruf als Deckmantel brauche?

Vergib, sagte Johannes. Aber ich kann mich nicht mehr in Deine Art zu fühlen und zu sprechen finden.

Ich bin älter geworden, Johannes.

Der männliche Ernst, der bei diesen Worten auf Calixt's Stirne leuchtete, machte, daß Johannes ihn mit einem befremdenden Blick ansah und dann verstummte. Er entfernte sich nach einer Weile und Beide schieden stillschweigend von einander.

An dem Tage, wo das Loos den Heiland befragte, ob er zulassen wolle, daß der Bruder Calixt Nohatz die christliche Lehre den Heiden auf der Insel St. Thomas predigen dürfe, sah man vor dem Gemeindehause, wo die Aeltesten sich versammelt hatten, eine alte Frau in einem seltsamen auffallenden Putz gekleidet, auf und ab schreiten. Es war Libussa Nohatz. Nur

zwei Mal in ihrem Leben hatte sie sich in einem ähnlichen Zustand der Aufregung befunden. Das erste Mal, als sie dem jungen Burschen, dem Nikolaus Nohatz, ach, er lag jetzt schon seit vierzig Jahren im Grabe, die Zusage gegeben hatte, seine Gattin sein zu wollen, und das zweite Mal, als sie als Wittwe sich zur Aufnahme in die Gemeinde gemeldet hatte und es lange dauerte, ehe sie die Entscheidung erhielt, ob man sie annähme oder nicht. War diese dritte Aufregung vorüber, so brauchte sie vor keiner vierten zu beben. Das farbige Kleid hatte sich Libussa nicht nehmen lassen, denn in demselben Putze war sie die beiden ersten entscheidenden Momente erschienen; er war mit seinen verbleichenden Farben und seinen geschwärzten Goldtressen recht eigentlich das Bild entschwundener Tage. Um die geschmückte Greisin her bewegte sich in unruhigen Schwingungen gleichsam wie eine große schwarze Fliege,

die Negerin und zischelte bald der Alten etwas ins Ohr, bald wies sie mit ihren langen schwarzen Armen hinauf zu den Fenstern des Saals, indem sie dazu Grimassen wie ein Affe schnitt und unverständliche Worte unter fortwährendem Gelächter murmelte.

Still, rief Libussa, ihren Gang plötzlich hemmend. Klang es nicht wie seine Stimme oben im Saal?

Nein, Frau, entgegnete die Negerin. Er wartet noch. Erst kommt der Bruder Clarson, der den Heiland fragt, ob er die Jungfer Barbara Taunitzin heirathen darf.

Der hätte auch zu einem andern Tage kommen können, sagte Libussa. Ich begreife nicht, warum er gerade heute erscheint, wo nur wichtige Dinge vorgenommen werden.

Dann kommt das Ehepaar Grubenpech, das da anfragt, ob sie ihr Söhnchen auf eine fremde gelehrte Schule schicken dürfen.

Sie mögen ihn schicken oder nicht schicken, das ist ganz gleich, rief Libussa zornig. Diese Leute haben immer Jämmerlichkeiten im Kopf. Sie setzte sich grollend auf eine Steinbank unter dem Hause, während die Negerin stehen blieb und hinausschaute. Endlich ließ sich aber ein Gemurmel hören. Durch die offen stehenden Fenster tönten Stimmen herab. Jetzt! rief Libussa und hob ihren knöchernen Arm in die Höhe. Ihre Augen glühten. Oben aus dem Fenster lehnte sich Johannes heraus: Der Heiland hat ihn angenommen! rief er der Alten zu. Libussa sank auf der Bank zusammen.

St. Thomas.

Das Schwerste für die Menschen, die vergänglichen, ist, sich zu sagen: damit ist es nun aus, das ist hin! Daher flicken und kleistern sie elendiglich an dem einfallenden Hause, welches begräbt Die, welche durchaus nicht ausziehen wollen. Wie haben die Alexandriner, wie Julian, für die hinsterbende Mythologie laborirt! — Hin war Homer's Religion. Was täglich geschehen werde, ist nie vorauszusehen, aber die Richtung des Stroms, und das ist schon viel, denn man kann doch ein wenig dämmen, oder etwas benutzen, oder bei Zeiten davonlaufen.

Johannes von Müller
sämmtliche Werke, 7ter Theil, S. 58.

Die Insel St. Thomas, die älteste unter den drei dänischen Colonien Westindiens, bekundet ihr frühestes Bekanntwerden von den Kriegen der Flibustier her, die mit ihren kühnen Räuberschiffen bis in die Buchten jener Meere drangen. Die schöne Insel war ihnen wegen ihres trefflichen Hafens willkommen. Diesen Piraten folgten nach Vertreibung der holländischen Colonie von St. Croix durch die Spanier im Jahre 1648 die ersten, feste Wohnplätze anlegenden Bewohner. Christian V. nahm, nach einer Invasion der Engländer, St. Thomas 1671 feierlichst in den Staatenverband seiner Krone auf und Jörge Iversen wurde der erste

Gouverneur der Insel, auf der er ein Fort und eine Stadt anlegte. Seit diesen Ereignissen sehen wir die Insel rasch zu Macht und Ansehen fortschreiten. Ihre Fluren nahmen fleißige Arbeiter, Brandenburger und französische Reformirte, in Besitz. Mit dem benachbarten St. Croix und Puertoricco wurden Verträge geschlossen, die den Handel begünstigten, zugleich aber auch zum Schleichhandel verführten. Bis zum utrechter Frieden blieb das neutrale St. Thomas der Markt für alle Prisen, dann aber war das Aufblühen der französischen Colonien, mehr noch die willkührlichen Gesetze der neuen dänischen Compagnie, Schuld an dem Verfall der Insel. Furchtbare Orkane, die mehrjährige Ernten zerstörten, Sklaven-Aufruhre und der Neid und die Eifersucht der Behörden kamen hinzu, und St. Thomas befand sich in einem beklagenswerthen Zustande, als es vom Geschick von neuem in eine glänzende Lage versetzt

wurde. Dieses erneute Glück gründeten die Herrnhuter-Missionen, die 1733 zuerst auf der Insel Fuß faßten und sich von hier aus über die sämmtlichen dänischen Antillen verbreiteten. Dem regen thätigen Eifer der Brüder gelang es, die Regierung zu Copenhagen zu bewegen, die Monopol-Gesetze der Compagnie zu beschränken. Der Handel wurde wieder freigegeben und trotz des Krieges von 1755, wo der Insel anfangs alle Zufuhr abgeschnitten wurde, gelangte St. Thomas doch zu der bedeutenden Höhe, die sie mit St. Eustach rivalisiren ließ. Der Verfolg unserer Geschichte fällt in die Periode, wo dieser Culminationspunkt schon um ein Jahrzehend beinahe vorüber ist. Die Gründe des Verfalls der Insel sind zum Theil in die Begebenheiten der Personen, die jetzt auftreten, verwoben, und somit werden wir sie berühren, wenn wir die Eigenthümlichkeit des neuen Schauplatzes und seiner Bewohner schildern.

Wir haben die Abreise Calixt's aus Herrnhut nicht beschrieben, nicht die düstere Scene dem Leser vorgeführt, wo Libussa von ihrem Enkel Abschied nimmt, um ihn mit ihrem Segen über ferne Meere zu unbekannten Gegenden zu senden, sie, die nicht hoffen durfte, ihn jemals wiederzusehen. Ebenso wenig war uns darum zu thun, auf das umständlichste den kleinen Reisewagen zu detailliren, in welchem Johannes mit seinem Zögling Platz nahm, um in schneller Reise ihn zu einem Hafen des mittelländischen Meeres zu bringen, wo das Schiff bereitet lag. Wie dankbar wäre eine Schilderung gewesen von dem unnennbaren Leid, das die Brust des Jünglings beklemmte, als Europa's Küsten seinem Blicke verschwanden und eine fremde Welt, ein neuer Beruf ihre Arme nach ihm ausstreckten. Wir haben auf diese günstigen Stoffe für unsere Feder verzichtet, um ihre Benutzung und Ausmalung einzig dem Ge-

fühle des Lesers zu überlassen. Calixt, bevor wir ihn wiedersehen, hat eine weitläufige und gefahrvolle Reise durch Nordamerika gemacht und in den Gemeinde-Niederlassungen seine Briefe abgegeben. Einen Winter hat er in Philadelphia zugebracht, einen zweiten in New-York. In Bethlehem und Nazareth, zwei Pflanzorten der mährischen Brüder, hat er sich mit den Sitten und der Sprache der Eingeborenen bekannt gemacht, und endlich trägt ihn an einem jener wundersamen stillen Abende, wie sie der in Farben und Glut getauchte Himmel Brasiliens bietet, ein einfaches Boot von zwei Negern gerudert in den Hafen seiner Bestimmung, in die Bucht von St. Thomas.

Richten wir unsere Blicke auf dieses Boot. Ein junger Mann sitzt darin, in einen einfachen schwarzen Rock gekleidet, den Hut mit dem breiten Rande tief in's Gesicht gedrückt und die Locken im Winde spielend. Er hat sich an die

Brüstung gelehnt und sieht, in tiefe Gedanken verloren, hinab in die Tiefe. Dort unten gestaltet es sich märchenhaft und schön, und wohl ist dem Europäer noch nie ein Schauspiel der Art zu Gesicht gekommen. Die krystallene Tiefe scheint, wie feste verzauberte Luft, das Boot in seiner Höhe zu halten, sodaß der Blick den Kiesel auf dem Grunde zählen kann und das üppige Gemenge einer wundersamen unterseeischen Flora bewundert. Hier sind die Gärten der Armida, wie durch einen Zauberschlag, aus der Oberwelt in die Tiefe des Oceans versetzt; hier glühen die Orangen, hier spaltet sich die lange, dunkelrothe Blüte der Granate, hier schwirrt im wollüstigen Wiegen die warme, weiche Palme. Zwischendurch flattert, wie ein langes, grünes Band, der Stengel der Alcyone hinauf, und reicht wie scherzend die kleine gelbe Rose, ihren einzigen Schmuck, hinauf. Man glaubt, sie pflücken zu können und dennoch ist sie noch

tief unten in der krystallenen Flut. Auf dem weißen Silbersande bewegen sich langsam wie Zauberhieroglyphen auf einer magischen Tafel die symmetrischen Figuren der Seesterne und Seeigel. Räthselhafte Geschöpfe wandeln in den Irrgängen dieser geheimnißvollen Gärten und blicken mit klugen, forschenden Augen aus dem Dunkel in die Höhe, während durch die Zweige der Korallenbäume, durch das Dickicht der Gorgonien und Flabellen die Vögel dieser Haine, die bunten Fische, schwimmen und wie schimmernde Edelsteine durch den Krystall funkeln. In den langen grünen Schattenweg, den das Boot in die Tiefe sendet und der die Farbe des Topas annimmt, je näher er an dem Boote grenzt, sinken wie glühende Tropfen die schweren farbigen Muscheln einer Gattung Seeschnecke nieder, die der kühlere Abend von der Oberfläche des Meeres verscheucht und in die Tiefe sendet.

Der Blick des jungen Reisenden hing noch an dieser Wunderwelt, als der Ruf vom Hafen aus ihn aus seinen Träumen scheuchte. Er sah auf und das Fort der Insel, wie es die Blockhäuser des Ufers überragte, zeigte sich im Abendglanz. Die Sonne spiegelte sich in den Fenstern der Commandantenwohnung und der Wind spielte mit den Flaggen, die die Spitzen zweier zierlicher Thürme schmückten. Der junge Mann nahm seinen Hut ab, strich sich mit der Rechten über die Augen, und ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust. Welch ein Geschick wird mir hier erblühen? Auf welche Weise wird Leid und Freud' mein Herz treffen? Wird einst ein Boot, wie dieses, mich wieder von hier hinwegführen und bettet man mich in fremde Erde?

Es säuselte jetzt in den Gipfeln der nahen Palmen, und ein prächtiger, in allen Farben funkelnder Papagei ließ sich bewillkommnend auf

einem der Zweige nieder. Das Boot legte leise an dem schattigen Ufer an, und taumelnd that Calixt die ersten Schritte und lehnte dann seine Stirn an einen Baumstamm. In dieser träumerischen Stellung blieb er stehen bis die Schiffer kamen und das versprochene Fährgeld forderten. Noch mit ihnen beschäftigt, sah Calixt einen langgewachsenen ältlichen Mann, gefolgt von zwei Sklaven, auf sich zukommen. Der Unbekannte wechselte einige Worte mit den Schiffern, trat dann schnell auf den Ankömmling zu und schloß ihn in seine Arme, indem er rief: Seid willkommen, Bruder Nohatz! Ich bin Benjamin Frankherr. Calixt erwiederte die Begrüßung. Er dankte für die freundliche Aufmerksamkeit des Bruders, an den ihn Johannes empfohlen hatte. Sie wechselten noch einige bewillkommnende Reden und dann ergriff Frankherr seines Empfohlenen Arm, um ihn in die Stadt zu geleiten. Es ist zu spät, Dich

beim Gouverneur zu melden, sagte Frankherr, auch das Bruderhospiz ist nicht gehörig auf Deinen Empfang vorbereitet, laß es Dir daher gefallen, mein Zimmer zu theilen. Ich wohne bei einem reichen Pflanzer, Herrn John Sture Struhm, der mein Freund ist und dessen freundliche Wohnung ganz nahe durch das Dickicht jenes Citronenwäldchens schimmert. Komm, wir finden ihn eben bei seiner Abendmahlzeit. Ich will Dich ihm und seiner Schwester vorstellen; Du hast dann sogleich eine sehr ehrenwerthe Bekanntschaft, die Dir von Nutzen sein kann, in jedem Fall jedoch Vergnügen gewähren wird. — Calixt war nicht in der Stimmung, durch viele Fragen sich nähere Auskunft zu verschaffen. Ein Gefühl von Mattigkeit und Abspannung, eine Trauer, die er sich nicht erklären konnte, hatte ihn ergriffen, sowie er den Fuß auf die Insel gesetzt, und er folgte daher stumm den Schritten seines Führers, der mit ihm einen engen Fuß-

pfad einschlug. Die warme, im Orangenwäldchen verfangene Luft trug ihm ihre betäubenden Düfte entgegen und lag wie Gewitterschwüle auf seiner Brust. Das Geschrei der Vögel, die ihre Nester suchten, tönte widrig und wie Hülferuf ängstlich schmetternd in sein Ohr. Diese lästigen Eindrücke wurden jedoch plötzlich gehoben, als das zierliche Landhaus des Herrn John Sture Struhm vor ihm lag. Ein heller Porticus, an dessen Säulen sich üppige Schlingpflanzen wanden, führte zu einem offenen Vorsaal, wo die Familie beisammen saß und der Glanz zweier hohen, mit Kerzen besetzten Armleuchter eine magische Helligkeit in die dunkelnden Gebüsche warf. An beiden Seiten des Porticus befanden sich Gruppen von schwarzen Arbeitern und Arbeiterinnen, die mit Sondern und Aushülsen einer Frucht beschäftigt waren, und bei dieser Arbeit einen nicht unmelodischen Nationalgesang ertönen ließen. Herr Sture,

ein corpulenter Vierziger, rauchte, mit einer feuerfarbenen Jacke und mit weiten weißen Schifferhosen bekleidet, seine Abendpfeife, indessen Fräulein Ulrike Sture, seine Schwester, die weite Umhüllung einer Mousselin-Robe und eines Schleiers von eben dem Stoffe in die Nacht hinausleuchten ließ, indem sie in einer theatralischen Stellung auf den Stufen stand, und in den eintönigen Gesang der Schwarzen einzelne hellklingende Noten ihrer eigenen Erfindung hindurchtönen ließ. An dem Tische saß ein ältliches Paar und schien die Reste des Mahls unter sich zu theilen.

Als Bruder Frankherr mit seinem Gaste sich näherte, nahm der Gesang einen lebhaftern und höhern Schwung, und sogar ein gellendes Pfeifen mischte sich hinein, das aus dem Gipfel eines der Bäume herabtönte und dessen Urheber für's Erste verborgen blieb.

Still! rief Herr Sture und winkte seiner

Schwester, da kommt der neue Bruder, den Benjamin schon seit einer Woche erwartet.

Er sieht nicht übel aus, entgegnete Ulrike noch halb singend.

Bruder und Schwester schritten jetzt herab und begrüßten die Ankommenden. Welch ein Landsmann? fragte der Capitain, so wurde Herr Sture von den Europäern genannt.

Ein Böhme, entgegnete Calixt. Mein Geburtsort ist Prag.

Also Unterthan der Kaiserin-Königin? rief Sture. Da sympathisiren wir nicht in unsern politischen Gesinnungen. Ich bin ein Verehrer Friedrich's.

Nun das gibt Debatten und amusante Discurse für die Regenzeit, sagte Frankherr. In einem Lande wie hier, wo man keinen gebildeten Zeitvertreib kennt, muß die Meinungsverschiedenheit und die daraus erfolgenden anmuthigen Hin- und Wiederreden als solcher gelten.

Sture that jetzt mehre den Zustand der europäischen Politik betreffende Fragen, die Calixt sachkundig und lebhaft beantwortete. Während dieses beide Theile in einen behaglichen Eifer versetzenden Gesprächs ging Dame Ulrike mit Frankherr langsam an der Vorhalle auf und ab und indem sie einen Orangenzweig schwenkte, waren ihre großen blauen Augen mit Aufmerksamkeit auf Calixt gerichtet.

Nicht wahr? hub der Herrnhuter zu der Schwester des Capitains an, nicht wahr, meine schöne Weltliche, das ist doch einmal ein Mensch meines Gelichters, der nicht langweilig, trocken, vergelbt und wie eine in Spiritus aufbewahrte schwarze Spinne aussieht? Mit diesem werden Sie doch hin und wieder Schach spielen?

Wenn mein Bruder es erlaubt, entgegnete Ulrike. Sie wissen, daß er die Herrnhuter haßt, Sie ausgenommen.

Ach, er haßt Niemanden.

Ja, die Herrnhuter. Nichts ist ihm so zuwider als diese Sekte, und keiner seiner Sklaven darf eine herrnhutische Anstalt besuchen. Daß er Ihren Freund hier bei sich aufnimmt, geschieht nur aus Rücksicht für Sie.

Aber meine Freundin, meine holde Freundin, rief Frankherr mit süßlichem Lächeln, habe ich nicht an Ihnen eine Stütze? Werden Sie den jungen Burschen von sich weisen? Sehen Sie nur, wie sein Auge Sie sucht.

Ich sehe nichts, entgegnete Ulrike und hielt den Orangenzweig vor das Auge.

Wir müssen ihm den Aufenthalt hier angenehm machen, fuhr Frankherr fort. Johannes Watteville, mein theurer Gönner und Freund, scheint große Stücke auf diesen Jüngling zu halten, er scheint in ihm eine Stütze unserer Kirche zu sehen. Er muß sich daher zu uns halten, zu mir halten. Sie sehen, meine Freundin, daß das unumgänglich nöthig ist. Zu mir muß er sich halten.

Ulrike neigte das Haupt und lächelte. Das Mahl war unterdessen wieder erneut worden, und jenes alte Paar, das Calixt jetzt näher in's Auge faßte, hatte die Freude, noch einmal seinen Schmaus zu beginnen. Sture stellte den Alten als einen verarmten dänischen Schiffer vor und die Greisin als dessen Frau. Sie sind Allem abgestorben, setzte er hinzu, nur nicht den Genüssen des Gaumens. Der Alte sah bei diesen Worten auf und warf einen um Schonung bittenden Blick unter den weißen Locken, die seine Stirn dicht beschatteten, hervor, gleichsam als wollte er sagen: Sage dem Fremden nicht, daß ich das Gnadenbrot esse. Calixt vergaß diesen Blick nicht und von diesem Moment an hatte der reiche Plantagenbesitzer nicht mehr die würdevolle Stellung vor seinem Geiste, die er ihm bei seinem ersten Anblick eingeräumt. In Herrn Sture's Antlitz und Gestalt lag wirklich Etwas, was imponirte. Der Charak-

ter der Männlichkeit, der Entschlossenheit, des Muths war in den starken Formen seiner gebräunten Züge ausgedrückt, ebenso wie er in der sichern Haltung der breitschulterigen festen Figur ruhte. Sein Haar war zurückgekämmt und die vollen braunen Locken, von Puder befreit, wurden durch ein einfaches schwarzes Band zu einer Art Chignon zusammengehalten, die schönen dunkeln Augen hatten Glanz und Leben, der volle, kräftige Hals war entblößt und eine farbige Binde fiel in einen leichten Knoten geschürzt auf Weste und Hemd. So konnte Herr Sture noch für einen schönen Mann gelten; aber Calixt glaubte die Züge der Herrschsucht, der Willkür, des Hohns herausgefunden zu haben, und hiermit war der Erscheinung der Adel genommen. Fräulein Ulrike theilte mit ihrem Bruher diese markigen Grundzüge der Schönheit; aber bei ihr hatten die Jahre frühzeitig jene Frische hinweggenommen, die allein

im Stande ist, so starke und beinahe wilde Formen bei einem Weibe mit Anmuth und Reiz zu umkleiden. Ihr Antlitz glich einem vergröberten Abdruck der Physiognomien, die man auf allen Portraits der Königin Christine findet; dieselbe fade und doch dabei imponirende Schönheit, dieselben großen fast farblosen Augen und die gekrümmte große Nase, die stets gerade starrende Haltung des Nackens und dasselbe reiche glänzende, in kleine Löckchen herallfallende Haar. Dieses Haar war gepudert, allein es verleugnete seine eigentliche Natur nicht, indem die kleinen blonden Löckchen, trotz der Disciplin eines schönen Perlenbandes, das schräg über die Stirne ging, immer wieder ihre besondern kleinen gekräuselten Windungen machten. Ein Reiz aber, der bei Fräulein Ulrike die schönste Weichheit und Frische an den Tag legte, war ihre Stimme. Wenn man sie nicht sah, wenn man nicht bemerkte, daß diesem keineswegs lieb-

lichen Munde die Töne entglitten, so konnte man glauben, ein junges Mädchen in der Blüte der Jahre und mit der zarten Empfindung spräche. Man lauschte diesen Tönen, die rein wie Silber und voll und gerundet wie Perlen dahinglitten, und lange, nachdem sie verhallt waren, kam man erst dazu, zu bemerken, daß etwas sehr Alltägliches und nichts weniger als Empfindungsvolles gesagt worden war.

Mit dieser schönen Stimme, von der man glauben konnte, daß ihre diesmalige Eigenthümerin sie irgendwo gestohlen haben müsse, lud Fräulein Ulrike ihre Gäste ein, um den runden Tisch Platz zu nehmen. Calixt saß neben der Schwester Sture's und theilte ihr mit, was er von interessanten Neuigkeiten der alten Welt wußte, und zwar solche Artikel, die nicht schon bereits in dem Anzeiger von Philadelphia gestanden hatten, denn diese geschwätzige Zeitung, weit lebhafter und phantasiereicher als ihre

Schwestern in Europa, wußte Alles und sprach über Alles, besonders seitdem sie angefangen hatte, den trocknen Verhandlungen der Politik ein kleines Beiblatt der Moden zuzufügen, wo über den Umfang der neuesten Reifröcke und der Höhe der Coiffuren à la Pompadour weitläufig verhandelt wurde.

Herr Sture unterbrach diese für ihn gleichgültigen Erörterungen, indem er sich nach einigen Dänen erkundigte, die neuerdings in die Brüderunität eingetreten waren. Meine Landsleute sind Narren, setzte er hinzu, den Weisungen eines Mannes zu folgen, den man in ganz Europa für einen Verrückten hielt. Als ich die Heimat verließ, erzählte man sich eben die erbauliche Geschichte, wie der edle Graf den Danebrogorden, mit dem ihn unser König beehrte, zurückgesendet. Nun da wußten alle vernünftigen Leute, was an ihm war.

Calixt wollte auf diese Bemerkung etwas

erwidern, allein ein Wink Frankherr's verhinderte ihn daran.

Lebt noch eine alte Negerin, fragte Sture weiter, eine treue Seele, die mit einem unserer Missionnare nach Europa ging und sich, so viel ich weiß, in Herrnhut niederließ?

Caroline Tauston? rief Calixt.

Ich meine, so hieß sie.

Sie lebt und zwar im Dienste meiner Großmutter Libussa Nohatz. Da sie schreiben gelernt hat, benutzte sie die Gelegenheit, mir an einen ihrer Bruderkinder einen Brief und ein kleines Geschenk mitzugeben.

Sture ließ einen langen gellenden Pfiff ertönen und sogleich raschelte es im Gipfel des Baumes; das Zeichen wurde erwiedert und ein Negerknabe stürzte herab, behend wie eine Katze sich auf die Beine stellend und in's Bereich des Lichts tretend.

Nox, rief Sture, Deine alte Tante hat geschrieben.

Der Knabe starrte mit seinen funkelnden Augen in's Licht, und antwortete nicht; man sah nur die rothen Lippen sich bewegen und die weißen Zähne blitzen.

Die schwarzen Bestien kümmern sich um ihre Sippschaft nicht viel, sagte der Capitain. Geben Sie ihm das Geschenk und erlassen Sie ihm den Brief, auf den er doch keinen Werth legen wird.

Ich habe das Tuch nicht bei mir, entgegnete Calixt, aber ein ähnliches führe ich in der Tasche. Er gab es dem jungen Neger, der Beides, Tuch und Brief, mit einer tiefen Verbeugung entgegennahm.

Küß' dem Herrn das Knie! rief Sture und der Sklave näherte sich schnell und freimüthig. Calixt erblickte einen schlanken jungen Burschen von einer für diese Race ungewöhnlich zierlichen

Bildung. Seine Jacke von Nanking saß ihm knapp am Leibe, die weiten faltigen Beinkleider hielt ein rother, wollener Gürtel umspannt, Brust, Hals und Füße waren nackt; auf dem Kopfe saß ein rothes Mützchen keck auf den schwarzen Locken. Ich danke Dir, weißer Gebieter, rief er in gutem Französisch und schlang seine Arme um Calixt's Knie; ich werde den Brief lesen und beantworten.

Das wird nicht nöthig sein, rief Sture, und auf einen gebieterischen Wink entfernte sich der Knabe. Zu gleicher Zeit trat ein junges Mädchen mit einer Schüssel gekochten Mais' herein, die sie vor die Dame Ulrike niedersetzte. Hatte schon der Negerjüngling Calixt's Aufmerksamkeit an sich gezogen, so geschah dies in höherm Grade bei Erscheinung der jungen Creolin. Sie mochte ungefähr sechzehn Jahre alt sein, ihr Wuchs konnte jedoch bei der frühen Reife der Frauen jener Gegenden schon für vollendet gel-

ten. Er war voll Ebenmaß und Zierlichkeit. Das Gesicht trug jenes melancholische, bleichgelbe Colorit, das die Züge wie durch einen schwärzlichen dünnen Flor gesehen erscheinen ließ. Diese Farbe, das Erbtheil aller Kinder, die von europäischen Eltern stammend in Westindien geboren werden, ist weit entfernt von dem, was wir krank oder bleich nennen. Es ist bei aller Fahlheit ein schimmerndes, warmes Element in dieser Farbe, das recht wohl geeignet ist, die Grade von Jugend und Frische zu bezeichnen. Am nächsten kommt diese Tinte, wo sie die jugendlichen Wangen färbt, jenen schönen klaren Schattentönen gleich, die sich in Titian's Bildern, auf den vom Licht abgewendeten zartern Körpertheilen finden. Nimmt man nun noch den Reiz eines wundersam glühenden Auges hinzu, das in seinem Ring von grünlichem Lichtbraun schwimmend, und seiner Höhle tief eingedrückt, einen Ausdruck von Wildheit und

schwermüthigem Brüten zugleich veranschaulicht, so ist ein anziehendes und fremdartiges Gemälde fertig, auf dem der Blick des Beschauers wie gebannt ruhen bleibt, gleichsam die Erforschung eines Räthsels suchend.

Die junge Creolin wollte sich eben wieder entfernen, als Ulrike ihr befahl, eine Blumenvase auf den Tisch zu setzen. Während sie das Gefäß auf den Tisch setzte, zerbrach die eine Handhabe. Ein zürnender Blick der Dame und eine laute Frage des Capitains, was geschehen sei, folgten schnell aufeinander. Calixt sah, wie das arme Mädchen die Hände faltete, die Augen senkte und wie im Fieber zitterte, zugleich wie Sture einige Worte einem Sklavenaufseher hinter seinem Stuhle zumurmelte.

Ich bitte für die Arme, rief Ulrike ihrem Bruder zu, der ihr nicht antwortete, sondern nur mit seinem langen Pfeifenstock auf das Mädchen zeigte. Der Aufseher schritt voran

und winkte ihr, ihm zu folgen. Plötzlich sprang, der Himmel weiß, wo er sich versteckt gehalten hatte, der junge Neger hervor und sagte mit einer Schnelligkeit die Worte, daß man sie kaum verstehen konnte: Herr, nicht Micha schlagen; sie hat heute schon zweimal Schläge bekommen!

Indem ließen sich aus der Entfernung wehklagende Laute vernehmen. Der junge Neger stieß den Kopf gegen die Wand und warf seine Mütze wiederholt auf den Boden, sie mit Füßen tretend. Sture blieb in vollkommener Ruhe.

Ich bitte für das Mädchen, mein Herr, rief Calixt. Gewähren Sie mir diese Bitte als Zeichen unseres künftigen guten Vernehmens.

Kleinigkeit! murmelte der Capitain. Er gab einen Befehl und die Wehlaute verstummten augenblicklich. Das Gespräch ging ununterbrochen seinen Gang fort. Calixt fühlte durch den Strumpf seines rechten Fußes glühende Küsse brennen. Als er sich niederbeugte, über-

zeugte er sich, daß es der junge Neger war, der ihm ein bittendes Zeichen machte, zu schweigen. Der ganze Vorfall war das Werk weniger Minuten und Niemand im Hause achtete dessen. Das alte Paar war nach Genuß einer doppelten Mahlzeit sorglos entschlummert und sie wurden von den Sklaven, auf ihren Stühlen sitzend, sehr unsanft und mit großem Gepolter fortgeschoben. Herr Sture und seine Schwester machten ihrem Gaste eine ceremoniöse Verbeugung und dieser zog sich mit Frankherr in dessen Zimmer zurück, die nach europäischer Art mit allen Bequemlichkeiten und sogar mit geschmackvollem Luxus ausgestattet waren. Man sah aus Allem, daß der mährische Bruder keine unbedeutende Rolle in diesem Hause spielte.

Den andern Morgen verließ Calixt diese gastliche Wohnung, nachdem er das Versprechen gegeben, öfters dort einzusprechen, um während der gefürchteten Langeweile der Re=

genzeit, die Monate Mai, Juni und Juli, zur Unterhaltung der Bewohner dieser entlegenen Plantage beizutragen. Er wurde jetzt in aller Form, denn die Etiquette herrschte auf St. Thomas strenger als in Europa, der Gemeinde vorgestellt und erhielt seine Wohnung nicht weit von den Zimmern des Vorstehers der Missions-Arbeiten, des Bruders Sebald, eines in dem Ruf der exemplarischsten Frömmigkeit stehenden Mannes. Wir wollen ein halbes Jahr vorübergehen lassen, während welchem Calixt seine neue Umgebung kennen lernte und sie ihn. Das Resultat dieser gegenseitigen Bekanntschaft wird sich jetzt ergeben, da unser Held thätig eingreifen muß, und sich eine Stellung erobert, von deren Gefahren und dabei eigenthümlichem Reize er sich bei allen seinen Träumen künftiger Bestimmung doch in Europa keine auch nur entfernt zutreffende Vorstellung machen konnte. Wir wollen seine ersten Erfahrungen der Art

und seine Ansichten und Gefühle dabei in einem Briefe zeigen, den er um diese Zeit an die Gräfin Elisabeth schrieb.

„Wenn Du jetzt in Wien geräuschvoll leben, theure Freundin und Schwester, wenn Du in buntem Gewühle Dich drängen mußt, und Glanz, Spiel und geselliger Zauber Dich umgibt, so denke Deines Bruders, der von einem Häuflein elender jammervoller Schwarzen umgeben ist, denen er Wahrheiten predigt, die er selbst zu Deinen Füßen einst lernte. Ja ich bin jetzt da, wo ich sein soll — ich thue und spreche, was meine Bestimmung ist, und dennoch wie ist Alles anders als wie ich es mir geträumt. O theure Bethy, die ewigen Wahrheiten, die wir bekennen, die wir, in Folge unserer Erziehung und Bildung leicht erregbar und empfänglich, einander mittheilen, deren Glut und Schönheit wir so leicht und glücklich einander am beredten Munde, am glän-

zenden Auge abmerken und abverstehen, wie schwierig ist es, sie diesen Wilden einzuprägen. Alles muß Bild, Farbe, Genuß werden, ehe die träge Seele durch die dritte Hand erst vom Körper erhält, was wir unmittelbar ihr mittheilen. Ich habe daher den Weg eingeschlagen, meine Zöglinge, darunter einige sechszig Jahre alt sind, mit mir in die Wälder und an die Meeresküste zu nehmen, statt die Predigtstunden, wie meine Genossen es thun, in dem heißen, dumpfen Zimmer abzuhalten. Ich könnte nicht in diesen Räumen von Gott sprechen. Es ist Alles abgeschlossen und alle Verhältnisse noch dürrer und verknöcherter als bei uns. Aber in den Palmenhainen, am Gestade des Meeres, unter diesem wie in poetischer Inspiration ewig glühenden Himmel, da geht meine Seele auf wie eine Blume, da thun sich die Blätter meiner Erkenntniß voneinander wie ein Buch und jeder süße Spruch meiner Kindheit steht deutlich

und überzeugend darin verzeichnet. Ein alter Neger, ein wunderlicher und eigensinniger Grübler, macht mir viel zu schaffen; er heißt Erich und hat bis jetzt allen Bekehrungsversuchen widerstanden. Nur mit List hat man ihm Taufwasser aufgespritzt und ihm gleichsam im Vorbeigehen den Namen Erich über den Hals geworfen. Aber er bekennt sich weder zum Namen noch zur Taufe. Dabei läßt er sich aber täglich auf meinen Spaziergängen sehen und folgt mir von ferne, immer fürchtend, daß ich plötzlich eine Spritze hervorhole und ihn taufe. Nach und nach habe ich ihn aber überzeugt, daß er solche Gauklerpossen bei mir nicht zu befürchten hat.

Im Ganzen habe ich wenig Schüler, denn die Besorglichkeit der hiesigen Pflanzer erlaubt nicht, daß uns große Massen ihrer Sklaven zugleich übergeben werden, denn sie fürchten, wir leiten diese Armen, jammervoll Gedrückten zu

Empörungen an. Und leicht wäre dies allerdings; denn ein Funke Selbstbewußtsein in diese zertretenen Seelen geworfen, hieße sie gegen ihre eigensüchtigen Quäler bewaffnen. Aber die Religion der Duldung erlaubt uns ja, gebieten und sogar Trost, Milde und Duldung zu lehren; nur diesen Peinigern, diesen Würgern, diesen reichen und übermüthigen kleinen Tyrannen, denen muß man im Geheim in die Seele donnern, und dies thue ich, um keine Rücksicht von Gönnerschaft und Gunst mich kümmernd. Ich lebe deshalb im Streit mit manchem Genossen und Mitarbeiter. Johannes räth Vorsicht an, aber er kennt diese Leute nicht, wie ich sie sehe, wie ich täglich mit ihnen sprechen und ihre Reden anhören muß.

Ich will Dir, meine schöne Schwester, keine Schilderungen à la Rousseau von dem Leben in dieser wundersamen Natur und unter diesen Lieblingen des genfer Philosophen machen, we-

der die eine noch die andere sind ganz so reizend und unschuldig, als die neue Mode in Paris sie ansieht. Ich vermisse schmerzlich unsern Welttheil, seine schönen Frauen, seine hübschen Bücher, seine kostbaren Gemälde und seine gelehrten Männer. Aber dafür bin ich ein Missionar, bestimmt, in Wüsten zu leben. Von den schönen Damen bin ich jedoch nicht ganz geschieden. Ich führe Dir hier eine königliche Dame vor, die Dame Ulrike Sture, die Schwester eines reichen Pflanzers, die auf den Bällen, die der Gouverneur am Geburtstage der dänischen Majestät gibt, eine so anstandsvolle Menuet tanzt, wie man sie in Wien kaum wird zu sehen bekommen. Dabei spielt dieses Modell einer edeln skandinavischen Jungfrau mit einer seltenen Herablassung wöchentlich dreimal mit mir Schach, künstliche Parthien, die ich grausam genug bin, sie fast jedesmal verlieren zu lassen. Nach dem Schachspiel werfen wir Ball

und ich lasse öfters den Ball fallen, um ihn mir von einer jungen Creolin, Micha, wieder reichen zu lassen, nebenbei gesagt, ein hübsches und geistvolles Mädchen. Sie und ein junger Neger, den ich auch liebgewonnen, weil ich mir denke, daß Othello, jener poetische wilde Mohr Shakspeare's, als Knabe auch ungefähr eine solche Natur muß gewesen sein, besuchen meine religiösen Unterredungen heimlich, weil ihr Gebieter, jener Capitain Sture, Bruder meiner Dame, einer von den Pflanzern ist, die sich am eigensinnigsten gegen unsere Missionare verstockt und die grausamsten Strafen auf Uebertretung ihrer Gebote gesetzt haben. Dieser Sture ist überhaupt der einzige Mensch auf Erden, den ich wahrhaft hassen könnte, wenn ich mich nicht vor einer solchen tiefen Erniedrigung durch Anrufung meiner bessern Kräfte schützte. Je besser ich ihn kennen lerne, desto mehr schaudert mir vor dieser kalten herzlosen Strenge, vor diesem maß=

losen Eigennutz, und diesem düstern versteckten Mißmuth. Er ist der reichste Eigenthümer und beinahe ein Achtel der Einkünfte der Insel gehört ihm. Deshalb seine Furcht vor einem Aufstande der Neger. Wie man mir sagt, hat er sein Vaterland wegen Verbrechen verlassen müssen; dies sagt man jedoch von allen hiesigen Pflanzern, und ich will darum auf diese Gerüchte kein Gewicht legen. Unfehlbar ist jedoch seine Seele mit irgend einer bösen That belastet, und das Vertrauen, das er dem Bruder Benjamin Frankherr schenkt, macht mir selbst diesen verdächtig. Sie haben Zeiten, wo sie zusammen, auf eine mysteriöse Weise sich in die Wälder verlieren und nach mehreren Tagen erst wieder zum Vorschein kommen. Auch Zusammenkünfte mit Schiffen der Nachbarinseln halten sie, von denen nichts Gutes verlautet. Doch zeichnet ihn der Gouverneur aus, wo er nur Gelegenheit findet, und unser Bruder Vor-

Vorsteher ist ganz Demuth und Ergebenheit für ihn.

Du siehst, Schwester, daß meine Lage hier nicht die anmuthigste ist, daß mir bald ein ernstlicher Krieg bevorstehen könnte; aber ich bin guten Muthes und vertraue auf meine Gnadenwahl. Warum hätten mein Gott und Du mich in diese Gegenden gesendet, wenn ich hier nutzlos wäre? Nein, in den trüben Tagen eines jugendlichen Kampfes und Abfalls da zitterte ich vor jedem neuen Zweifel, der meine arme Brust bestürmte; jetzt kenne ich diesen qualvollen Zustand nicht. Wenn eine Welt um mich brennte, ich stände fest — doch nein! das wäre Stolz — ich würde fallen, immer wieder fallen — wenn mein Gott mich nicht hielte; — aber er wird mich halten. Ich will Dir nur damit meinen frischen, freien und ungebeugten Muth angedeutet haben; und nun lebe wohl. Denke meiner, der ich Deiner denke."

Den Tag, nachdem Calixt diesen Brief abgesendet, erhielt er eine Einladung in die Hütte des alten Erich. Er ging hin und nahm Robert und Micha mit sich. Robert war der Taufname des jungen Negers; aber er wurde selten bei diesem Namen gerufen, man nannte ihn wie der Capitain ihn nannte, „Nox“, die Nacht, wegen der tiefschwarzen Farbe seiner Haut. Der alte Erich gehörte zu den emancipirten Sklaven. Er hatte in Folge langer, schwerer Arbeitsjahre sich ein Besitzthum erworben, und mit der Hälfte dieses Erwerbs sich freigekauft. Er gehörte Niemandem an, war keinem Herrn dienstpflichtig; das freie, gesetzliche Eigenthum seiner kleinen Hütte und des daran stoßenden Gärtchens war ihm von der königlich dänischen Compagnie mit Brief und Siegel bestätigt worden. Er hatte in diesem wichtigen Documente bezeugen müssen, daß er getauft sei, denn einem Heiden wird kein Ei-

genthum von der christlichen herrschenden Behörde zugestanden; aber dieses Zeugniß stand nur auf dem Papier und war ein Gegenstand der ewigen Spöttereien des alten Erich, der da behauptete, man habe das Papier und nicht ihn getauft.

Als Calixt mit seinen beiden jungen Begleitern sich der Hütte näherte, fanden sie den Alten mit seinem einzigen Sklaven beschäftigt, die Früchte des Flaschenbaum's, die wohlschmeckende Sapadille, zu sammeln. Der fast achtzigjährige Alte war mit der Rüstigkeit eines Knaben auf den Baum geklettert und saß wie in einem kühlen Zelte, bedeckt von den glänzenden breiten Blättern. Er kam herab und grüßte seine Gäste mit einem stolzen, aber zugleich sehr gütigen Lächeln, etwa wie ein König die vor seinen Thron beschiedenen Vasallen begrüßt. Die Kleidung Erich's bestand in einem Schifferbeinkleid; statt der Jacke und eines Hemdes

war nur ein rothes Tuch von leuchtender Farbe um seinen muskulösen Hals geschlungen. Sein Haupt war fast ganz von Haar entblößt, ein Paar buschige ergraute Augenbrauen standen über zwei weitgeöffneten, mit einem eigenthümlichen Ausdruck starrenden Augen. Diese Augen hatten etwas Lauerndes und Fragendes an sich, sie waren die Botschafter und zugleich Wächter einer stets bewegten und stets mißtrauisch forschenden Seele. Nichts kam der Unruhe gleich, mit der die vielen Runzeln und Fältchen der umgebenden Muskeln beständig auf und nieder zuckten, ohne doch das Auge zu schließen, dieses behielt seinen starrenden Punkt, und selbst wenn man den Blick wie im Schlaf völlig geschlossen glaubte, war doch noch immer der Stern durch die schmalen Ritze sichtbar. Diese wunderlichen Augen mußten auf eine eben so wunderliche Beschaffenheit des innern Lebens schließen lassen, und so war es auch. Erich

war ein vollkommener Natursohn, sein Antlitz ein untrüglicher Spiegel seines Denkens und Empfindens. Da nun von diesem mit dem regesten Muskelspiel versehenen Körper eine maßlos lebhafte und nie ruhende Seele Besitz genommen, so mußte die Wirkung eintreten, die in Erich's Grimassen sich kund gab. Er schnitt oft Gesichter, daß dem unvorbereiteten Beobachter abwechselnd Grausen und Lachen anwandelte, nie aber war dabei des alten Erich's Absicht, seine Leute zu belustigen oder zu erschrecken, es war ein ihm selbst völlig unbewußtes Schauspiel, das er gab, und er war in solchen Momenten so tief in sich verloren, daß er nie auf die Wirkung achtete, die sein Reden und sein Thun auf Andere hervorbrachte.

Setzt Euch, sagte er zu seinen Gästen, indem er auf ein mit einer Decke von Palmblättern bekleidetes Polster am Eingang der Hütte wies. Ihr habt hier die Sonne nicht zu fürch-

ten und zu gleicher Zeit genießt Ihr der Aussicht auf das Meer. Ist's Euch so recht, Ihr Christen?

Bei dem Worte „Christen" schnitt Erich sein ernstes, abschreckendes Gesicht, das gutmüthigen Spott ausdrücken sollte, aber wieder so grob und so wild gerieth, daß Calixt mit Staunen den Alten lange Zeit forschend ansah.

Warum blickst Du mir so starr in die Augen? fragte Erich, der seinerseits eben so starr den Jüngling ansah. Hab' ich etwas Beleidigendes gesagt?

Calixt schüttelte das Haupt und Robert und Micha lachten. Erich setzte eine Flasche Wein und eine kleine Schüssel mit Cocopflaumen auf den Tisch.

Gib mir eine Schaale frischen Wassers, bat Calixt.

Wasser? fragte Erich und sein Gesicht lief in eine einzige große Runzel zusammen. Was

willst Du mit Wasser? Fremdling, ich habe Dich nicht zu mir gebeten, damit Du mich räuberisch überfallest.

Was willst Du damit sagen, Alter?

Erich ließ sein Gesicht wieder auseinandergleiten und nun standen die Augen groß und über alles Maß hinaus geöffnet. Glaubst Du, daß ich Dich nicht errathe? rief er. Wasser begehrst Du — Wasser begehrt Ihr immer gleich zuerst, Ihr Leute von dem weißen Glauben und den schwarzen Werken! Jede Unterhandlung mit uns fängt mit Wasser an, mit dem Taufwasser! Aber in meiner Hütte sollst Du keines erhalten.

Nachdem Calixt den Alten wegen seines steten Argwohns beruhigt, nahm das Gespräch einen friedlichen Charakter an. Das weit vor den Blicken der kleinen Gesellschaft ausgespannte Meer gab Erich Gelegenheit von vergangenen Tagen, von ihren Mühen und Gefahren zu

sprechen. Er beschrieb ein Seegefecht zwischen Holländern und Portugiesen um die Besitznahme der Insel Portorico und St. Jean. Er war von seinem damaligen Herrn zur Rettung der verunglückten Holländer abgesendet worden und die sämmtliche Mannschaft des Bootes wäre beinahe eine Beute der Haifische geworden, die in unzählbaren Schaaren die Schiffe umgaben und die blutige Beute, wie sie vom Bord herabfiel, gierig verschlangen. Hunderte von diesen unglücklichen Opfern fanden ihren grausenvollen Tod im Rachen dieser Ungeheuer, indem sie sich hatten durch Schwimmen retten wollen. Calixt, Robert und Micha hatten dieser lebenvollen Schilderung mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und der Erstere sagte: Es gibt kein fürchterlicheres Schauspiel menschlicher Grausamkeit und Blutgier als eine Seeschlacht. Hier ruft der Tyrann und Mörder seines Bruders noch das Element zu Hülfe, um desto entschie-

dener seine gräßlichen Triumphe zu feiern. Rettungslos droht der Tod den Unglücklichen, sie mögen hinschauen, nach welcher Seite sie wollen.

Wozu nur diese Greuel, rief Robert, können die Menschen nicht ewig in Frieden miteinander leben?

Die Menschen wohl, entgegnete Erich, aber nicht die Christen.

Ihr habt es auch nicht vermocht, ihr Heiden, sagte Robert rasch. Mein Vater hat mir von den Kriegen erzählt, die die freien Stämme an dieser Küste führten, lange vorher, ehe sich ein holländisches Segel blicken ließ.

Dein Vater hat den großen Geist der freien Stämme nicht gelästert, bemerkte Erich. Was er Dir sagte, mein schwarzer Sohn, ist die Wahrheit. Aber unsere Kriege waren keine Metzeleien, ebenso wie sie keine von bezahlten Söldnern geführte Schlachten waren. Wir ka=

men nicht, um Andern, die uns nichts zu Leide gethan, ihr Eigenthum und Leben zu entreißen. Wenn wir blutig straften, so galt es Verbrechen, die an unserm Stamm, an unsrer Blutsfreundschaft verübt worden.

Blut ist Blut; Ihr hättet gar nicht morden sollen.

Nicht? schrie Erich. O Du Kröte, und was hätten wir denn thun sollen?

Euern Feinden vergeben, wie die Christen es lehren.

Die Grimasse, die Erich hier machte, war vielleicht die tollste, die er je in seinem Leben zu Stande gebracht. Robert blickte ihn aber keck an; die beiden Andern sahen erschreckt weg.

Die Christen lehren es? polterte Erich, aber thun sie es auch? Sind sie es nicht, die uns Freie unterdrückten, uns, die wir nicht ihre Feinde waren? Mit der größten Grausamkeit

peinigen sie uns, peitschen unser Kind und Weib, rauben uns unser Gut, uns, die wir nicht ihre Feinde sind, und Du bist Narr genug, zu glauben, daß sie ihre Feinde liebkosen werden? Denen ergeht es noch tausendmal schlimmer, obgleich ich nicht weiß, wie sie das anfangen wollen, wenn ich bedenke, was wir zu leiden haben.

Robert zögerte mit der Antwort, und der alte Pflanzer setzte schnell hinzu: Nein, nein, sprecht mir nicht von Lehre und Beispiel. Mensch bleibt Mensch in allen Zonen und Welttheilen. Die Gattung ist einmal nicht anders. Sie werden sich immer einander berauben, sie werden sich immer einander hassen und todtschlagen, und das wird gehen bis ans Ende der Welt.

So gibst Du doch zu, sagte Robert, daß die freien Stämme oder unsere Voraltern auch nicht vollkommen waren?

Sie waren es auch nicht, entgegnete der alte Neger achselzuckend.

Nun denn, rief der Knabe lebhaft, so wirst Du doch an den guten Geist glauben, an den unsere Väter glaubten und von dem sie sagten, daß er die Welt bessere, die Starken stärker, die Klugen klüger, die Guten vollkommener mache?

Nein, sagte Erich grollend, ich glaube auch an den guten Geist nicht; denn so lange ich lebe, ist's nirgends besser geworden, im Gegentheil viel, viel schlimmer. Ich sehe, daß nicht eine einzige böse Krankheit die Erde verlassen hat, ich sehe, daß kein einziges Laster sich verloren, daß kein noch so kleiner Jammer uns abhanden gekommen. Wie wäre es möglich, wenn ein guter und stets thätiger Geist die Erde säuberte? Warum läßt er uns immer im Unrath stecken?

Weil er will, daß wir selbst uns anstrengen und herausarbeiten sollen.

Kann ich denn das? fragte Erich. Und

wenn ich es kann, wozu habe ich denn Gott nöthig? Antworte mir nur auf diese Frage, Junge. Aber Du kannst's nicht; Deine Weisheit ist am Ende. Ja, Bürschchen, mit dieser einzigen kleinen Frage wälze ich mich schon Jahre lang auf meinem einsamen Lager. Die Christen sagen, der Mensch sei eine elende Creatur, er komme verdorben, schwach und schlecht auf die Welt; damit aus ihm etwas werde, muß fremde Kraft sich sein erbarmen. Ich aber sage, der Mensch kommt stark, klug und keck auf die Welt. Was er hat und ist, erwirbt er sich selbst und wenn er sich gegen Thier und Mensch in Respect setzt, so ist das das Verdienst seiner Fäuste und seines Witzes. Geschenkt wird ihm nichts; keine Plage wird ihm erlassen, aber was er dann endlich erworben, ist sein. Hat der gute Geist mir diese Hütte gegeben? Nein, ich selbst habe sie mir gegeben. Die Schwielen meiner Hände, die Wunden auf meinem Rücken sind

die Kaufscheine, mit denen ich dieses Fleckchen freier Erde und dieses Palmendach einlöste. Die bettelhafte Lehre vom Almosen gefällt dem Manne nicht, der da weiß, wo er's hergenommen, was er hat.

Die derbe, zügellose Sprache im Munde des alten Erich war den beiden jungen Leuten so neu, daß sie bestürzt schwiegen und ihren Lehrer anblickten, Robert mit einem Ausdruck des Zorn's, Micha mit dem der Bitte. Calixt hatte absichtlich den Streit so weit gedeihen lassen, ohne sich hineinzumischen, um zu sehen, wie seine jungen Schüler seine Lehren gefaßt und auf welche Weise sie ihre Anwendung auf das Leben versuchten. Herr, rief Robert lebhaft, spricht der Alte wahr? Aber wie kann er wahr sprechen?

Und dennoch, entgegnete Calixt. Wir sollen Alle so sprechen, wie uns zu Sinne ist. Denkt

und fühlt Erich so, warum soll er nicht auch so sprechen?

Erich ist kein Heuchler! rief Micha und reichte dem Alten die Hand über den Tisch. Robert sprang auf und zerrte ihren Arm zurück. Was thust Du, Micha? schrie er. Einem Gottesleugner, einem Menschen, der weder an den guten noch bösen Geist glaubt, gibst Du die Hand?

Die junge Creolin erröthete. Ich liebe ihn dennoch! flüsterte sie. Soll ich ihn hassen, weil er noch nicht wie ich, die Wahrheit gefunden?

Mein gutes Mädchen! rief Calixt und drückte die schlanke Gestalt an sich. Schäme dich deiner Liebe nicht. Liebe Erich, liebe ihn doppelt, weil er ein Unglücklicher, ein Irrender ist. Diese Worte waren so leise gesprochen, daß der Alte sie nicht hören konnte; nur Robert verstand sie und sah mit einem finstern Blicke bald auf Calixt, bald auf Micha, die in den Armen des

Lehrers ruhte, in reiner Schönheit, umflossen vom Purpurglanz der scheidenden Sonne.

Nun, soll Erich keine Antwort erhalten? fragte Robert rasch.

Gib Du sie ihm statt meiner, Micha, sagte Calixt. Erinnere Dich, mein Mädchen, des Gesprächs, das ich vor wenig Tagen mit Dir führte, als ich Dir die Geschichte des frommen Hiob, eines gerechten Mannes und eines Bekenners Gottes, erzählt hatte.

Schon dachte ich an Deine Worte, lispelte das Mädchen erröthend, schon stieg in meiner Seele das Bild jenes leidenden Christen auf.

Er war kein Christ, verbesserte Calixt. Aber in seinem geprüften Busen blühte schon die Vorahnung der Lehre Christi; er hat somit Aehnlichkeit mit jedem starken und gesunden Herzen, das in der Dunkelheit sich unwohl fühlend, dem Lichte zustrebt.

Nun so höre, hub Micha an. Es gab einst

einen Mann, ähnlich Dir, der frei und ungebunden lebte, von seinen Stammgenossen geachtet, im Besitze reichlich erworbenen Gutes, ohne Uebermuth sowie ohne Kargheit genießend. Kein Unrecht haftete an seiner Seele, keine Missethat belastete sein Gedächtniß. Es war ein Mann, gerecht und weise, still und ehrbar, nachsichtsvoll und gütig, den Menschen und dem Himmel eine Freude. Diesen Mann traf plötzlich ein furchtbares Elend. Sein Gut verdarb, seine Schätze schwanden hin und um den Jammer zu vollenden, befiel ihn eine gräßliche, ihn aus der Gemeinschaft der Menschen ausstoßende Krankheit. Alles floh ihn, und er saß lange einsame Tage und kummervolle Nächte, von brennenden Qualen gepeinigt, auf einem ärmlichen Lager. Da wurde in ihm der Trotz wach und er sprach: Warum mir dies Elend? Was that ich, um es zu verschulden? War ich ein Missethäter, war ich ein Räuber? Gründete ich

nicht mein Glück ehrlich und mit Mühe — und warum wurde es mir geraubt? Liebte ich nicht die Menschen, that ich ihnen nicht Gutes, und warum mir dieses schmähliche Uebel, sodaß sie mich jetzt fliehen wie Sünde und Tod? So sprach er und sein Haupt verhüllend setzte er leise hinzu: Es gibt keinen guten, keinen gerechten Geist, denn warum duldete ich sonst?

Ich glaube diesen Mann gekannt zu haben, sagte Erich nachdenkend. Lebte er nicht unter den Karaiben in einem der Stämme am großen Flusse? Ich habe mit ihm verkehrt; ich war der Einzige, der in seiner Krankheit zu ihm kam.

Du irrst, sagte Calixt, der Fromme, von dem diese Geschichte handelt, lebte in einem Lande, weit von hier und vor fast dreitausend Jahren.

So erzähle weiter, Mädchen. Ich bin begierig auf das Ende Deiner Geschichte.

Und als der Arme nun in der tiefsten Tiefe

seines Jammers saß, kam in einer Nacht ein Unbekannter zu ihm. Licht war sein Kleid, süß seine Sprache, heilender Balsam seine Gebehrde. Erkenne, Hiob, sagte dieser schöne Fremdling zu ihm, daß der gute Geist Dir dies Leiden geschickt hat, um deine Seele vor Uebermuth zu wahren, und sie in Liebe Gott zuzuwenden. Hättest Du in Deinem Gute fürder geschwelgt, hättest Du in behaglicher Ruhe der Liebe und Ehre der Menschen fürder genossen, so wäre in Deiner befriedigten und selbstgenügsamen Seele nie der Durst nach höherer Seligkeit erwacht, Du hättest nie nach Deinem Gotte verlangt, nach dem Umgang mit ihm, nach dem Anschauen seines Antlitzes in Wahrheit und Liebe. Als der Bote dieses gesprochen hatte, schwang er sich auf und siehe, es war ein Engel des Herrn. Der geprüfte Fromme aber wurde gesund und seine Seele war gerettet.

Micha hatte sich erhoben, als sie den Schluß

ihrer Rede sprach. Ihre schlanke Gestalt, dem Lichte zugekehrt, zeichnete sich in reinen Umrissen an der dunkeln Wand der Hütte ab. Ihre Locken wallten und ihr Auge, sonst düster und in sich gekehrt, schwamm im verklärenden Lichte wie das Auge eines Engels. Robert blickte sie stumm und entzückt an und Calixt schlang seinen Arm um ihren zarten Leib und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. Erich hatte sich am Eingangpfeiler hingelehnt, und seine Gesichtsverzerrungen hatten nachgelassen. Er sah mit einem wilden und fast drohenden Blicke das Mädchen an, und als man erwartete, daß er sprechen würde, schwieg er und schüttelte sich wie im Fieber.

Ich muß Euch bitten, meine Freunde, hub er an, mich jetzt in meiner Hütte allein zu lassen. Die Früchte, die ich gepflückt, müssen auf dem Boden ausgebreitet und in die gehörige Lage gebracht werden. Zudem geh' ich jetzt

bald mit meinem Paul an den Strand Schildkröten zu fangen; denn morgen gibt der Gouverneur ein Festessen und der alte Erich ist ihm bekannt; meine Schildkröte wird besser bezahlt als die eines Andern. Nochmals, nehmt's nicht übel, daß ich euch wegschicke.

Calixt entfernte sich mit seinen Schülern, indem er dem wunderlichen Alten versprochen, bald wiederzukommen. Robert zürnte, daß Erich nicht hatte nachgeben wollen. Wie kann der einfältige Mann nur an seine elenden Früchte und an seine paar Schildkröten denken, während Micha und ich mit ihm sprach? rief er unmuthig. Man muß ihn in seiner Dummheit lassen; er verdient's nicht anders. Was mich betrifft, ich hätte ihn prügeln können.

Robert, Robert! rief Calixt, wie oft sagte ich Dir, daß Du bescheidener urtheilen, daß Du duldsam und verträglich werden mögest.

Als die Gäste die Hütte verlassen, trat

Paul herein und fand seinen Herrn in großer Aufregung und mit gekreuzten Beinen auf dem Tische sitzend. Grade auf diesen Tisch sollten die Früchte sorgsam hingelegt werden, aber der Alte rührte sich nicht. Nun, Herr, fing Paul endlich an, wenn Du nicht herabsteigst, so kann die Arbeit nicht vor sich gehen.

Schweige, rief Erich. Laß mich allein. Ich werde diese ganze Nacht hindurch denken.

An was denkst Du denn?

Geh, geh, und laß Dich vor Sonnenaufgang nicht sehen.

Wie, Herr, auch nicht einmal die Schildkröten willst Du fangen?

Statt aller Antwort hob Erich einen schweren Stock in die Höhe, und der Sklave entfloh mit einem lauten Schrei des Entsetzens und der Verwunderung.

Als eine tiefe Stille in der Hütte herrschte und draußen eben so lautlos die Nacht nieder-

sank, hörte man in der Hütte mit einer dumpfen Stimme die Worte sprechen: Dieser Mann war reich und angesehen; er hatte sich mit rüstiger Hand vielleicht noch mehr erworben als ich besitze, und er verlor Alles. Ihm geschah größeres Unrecht als mir geschehen würde, wenn meine Hütte der Blitzstrahl träfe, oder ein übermüthiger Nachbar mir mein Gut raubte. Wie, wenn ich diese Nacht schon mein Besitzthum, auf das ich so stolz bin, verlöre? Es ist möglich. Es ist eben so möglich, daß eine schlimme Krankheit mich befällt; würde ich sprechen, es gibt einen guten Geist, und er zieht mich dadurch zu sich? Würde ich so sprechen? Würde ich zu mir selbst sagen: Alles, was da lebt, was uns erfreut, was uns labt und stärkt, ist noch nicht das Rechte, ich muß es wegwerfen, um das Bessere zu erlangen?

Oder würde ich sagen: Nun das Thier verliert ja auch sein schönes Fell, die Pflanze ihre

duftige Blüte; mir wird auch die bunte Schlangenhaut des Glückes ausgezogen und nach bleibt ein häßlicher Wurm, den man in die Erde verscharrt und dessen Niemand mehr gedenkt. —

Die Stimme verhallte in der Nacht, das Gesäusel der Palmengipfel setzte sie gleichsam gespenstisch fort und trug sie über das weite hallende Meer, dessen Wellen der mitternächtliche Wind kräuselte. Der krystallene Himmel war voll tropischer Glut und treibender schöpferischer Stille.

Eine für den Maßstab der europäischen Bevölkerung von St. Thomas sehr ansehnliche und elegante Gesellschaft hatte sich bei dem Gouverneur versammelt. Man tanzte, es waren Spieltische errichtet und ein Theil der Menge erging sich auf einer schönen Terrasse, die die

Aussicht auf das Meer und den Hafen öffnete. Die Lichter des Saals und die tanzenden Gruppen bildeten ein eigenthümliches phantastisches Gemälde für die Beobachter auf der Terrasse, über denen der dunkle Sternenhimmel flimmerte und welchen das weite Meer seinen kühlen Athem und sein geheimnißvolles Rauschen zusendete. Calixt gehörte zu den Gästen, die die kühle Terrasse den Prunkgemächern vorgezogen hatten, und er nahm eben an einem Tischchen Platz, um durch die hellen Scheiben des Bogenfensters in den Saal zu blicken, wo Fräulein Ulrike Sture eben ihre graziösen und prächtigen Menuettouren vollbrachte und mit einem majestätischen Wald schwankender Federn bald in den obern Reihen glänzte, bald wieder in der Tiefe des Saals auftauchte, als ein eifriges Gespräch in seiner Nähe ihn von dem Anblick der Tänzerin hinweglockte. An einem Tischchen nebenbei hatten eine Dame und zwei Herren

Platz genommen. Ein dicker Mann in einem reichgestickten Rocke stand vor ihnen und bewegte in langsamen und ausdrucksvollen Schwingungen einen Bambusrohrstock mit einem goldenen Knopfe. Calixt kannte die Theilhaber dieser Gruppe und ihr Gespräch interessirte ihn daher doppelt. Der eine der jungen Männer war ein Nordamerikaner, der Sohn eines reichen Handelshauses in Neu-York. Erst vor kurzem hatte er die schöne junge Dame, eine Französin von Geburt und von alter Familie, als seine Frau heimgeführt. Ihr zur Seite saß ihr Landsmann, ein junger Franzose, schweigend in düstrer Laune, ohne irgend eine Theilnahme an dem Gespräch zu bekunden. Der dicke Herr, ein Holländer, verbreitete sich eben sehr ausführlich über das Colonialsystem und über die Pflichten der Ansiedler gegen den Mutterstaat. Dies war ein Thema, das eben an der Tagesordnung fast überall, wo man hinhörte,

verhandelt wurde. Die seit einer Reihe von Jahren immer erneuten Zwiste und Streitigkeiten zwischen den Colonien und England hatten die Aufmerksamkeit der Politik stets wach erhalten, und die neuesten tumultuarischen Auftritte in Boston und Philadelphia in Betreff der Zölle frischten die alten Kämpfe der Stempelacte wieder lebendig auf. Was in den Staaten Nordamerika's geschah, fand sein treues Echo auf den westindischen Inseln. Die Debatten sprangen von Insel zu Insel und die Beschlüsse des britischen Parlaments, obgleich sie für die Bewohner von St. Thomas durchaus keine Gültigkeit hatten, stimmten dennoch die Gemüther aufrührerisch und unterwarfen das „Für" und „Gegen" einer leidenschaftlichen Berathung.

Der holländische Pflanzer zählte in einem schläfrigen Tone eine Reihe Thatsachen her. Mynheer's Standpunkt schien kein philosophischer zu sein und er ermüdete sichtlich die Aufmerk-

samkeit seines Zuhörers, des jungen Amerikaners, denn das französische Paar hörte nicht zu. Sir James suchte ihn daher mehre Mal zu unterbrechen, aber der Holländer machte dann eine besondere bedeutungsvolle Schwingung mit seinem Bambus, als geböte er mit dem Scepter Stille, sodaß der Gegner lächelnd schwieg und abwartete, bis es dem unermüdlichen Sprecher selbst gefallen würde, eine Pause zu machen. Endlich trat dieser Zeitpunkt ein und der Amerikaner sagte mit einem seinem schönen muthigen Gesichte sehr wohlkleidenden spöttischen Lächeln: Aber, mein lieber Herr, Ihr nennt mir da eine Menge Thatsachen, von deren Existenz ich durchaus nichts weiß. Die Colonien sollen durch die Sorgfalt des Mutterstaates gepflanzt worden sein, — nicht doch, die Unterdrückung Englands pflanzte sie nach Amerika. John Robinson mit seinem kleinen Häuflein Puritaner ließ sich, vor der Glaubenstyrannei seines

Vaterlandes fliehend, in den Wüsten Amerika's nieder. Er erduldete alle Unbill, die Natur und wilde Völkerstämme gegen ihn und seine kleine Gemeinde ausübten. Später gab König Karl dem William Penn das Patent über jene Länderstrecke, die man Pennsylvanien genannt. Was ist aber ein königlicher Freibrief? Hilft er gegen die Schrecken der Einöde, gegen die Grausamkeit wilder Horden? Was that England, dreitausend Meilen entfernt, für seine Colonien? Arme und muthige Männer mußten sich mühsam den Boden erkämpfen, auf dem sie ihre Ernten halten sollten. Das kleine Häuflein wurde täglich geringer, es verschwand spurlos in dem Dickicht der Urwälder, vergiftete Pfeile, barbarische List rafften die Brüder hin; dennoch hielt zusammen, was das Leben davontrug. Die errungene Glaubensfreiheit machte sie stark, sie waren durch sich selbst fest, nicht durch Englands Hülfe. Sobald England an=

fing, sich um seine Colonien zu kümmern, so geschah es nur, um Departementschefs abzuschicken, die nach Amerika gingen, um sich zu bereichern, um Freiheiten auszuspüren, Handlungen in falsches Licht zu stellen und die freie, rechtliche Denkweise der Bürger zu verdächtigen. Wer waren diese Abgeordneten, die wir in unserer Mitte zu den höchsten Gerichtsstellen emporsteigen sahen? Männer, die froh waren, aus ihrem Vaterlande auswandern zu können, weil sie fürchten mußten, daselbst vor die Gerichtsschranken gestellt zu werden. — Dann nennt Ihr eine Thatsache, daß wir mit Englands Waffen beschützt worden. — Nicht doch. Die Amerikaner haben edelmüthig die Waffen zu Englands Vertheidigung ergriffen, haben mitten unter ihrem arbeitsamen und beharrlichen Fleiße tapfern Muth zur Vertheidigung eines Landes bewiesen, dessen Grenzen von Blut überschwemmt waren, während die innern Gegen-

den allen ihren Erwerb zu Englands Nutzen hergaben.

Mynheer wiegte seinen Stock, führte ihn langsam an die Stirne und preßte an diesen faltenreichen Thron des Gedankens den goldenen Knopf mit einer so ausdrucksvollen Bewegung, daß seine Absicht zu sein schien, seinem jungen Gegner zu imponiren, ohne nöthig zu haben, nochmals die Reihefolge der „Thatsachen" vorzuführen. Aber der junge Amerikaner machte ein so triumphirendes Gesicht, daß Mynheer sich dennoch entschloß, in die Waagschaale des Streites noch einige „wichtige Gründe" zu werfen.

Sei dem auch wie ihm wolle, Sir, hub er an, so werden Sie mir doch nicht Englands Befugniß abstreiten, seinen Colonien Abgaben aufzulegen. Das Parlament hat das Recht, zum Besten des Ganzen von jedem Theile ein Gewisses zu fordern. Nun haben die Colonien England viel gekostet, dafür müssen sie billig

zahlen. Ich bin zwar kein Politiker, aber dieser Grundsatz scheint mir doch so unbestreitbar wie das Licht der Sonne.

Durchaus nicht, mein bester Herr, erwiederte Sir James. Das Parlament hat nur Recht, von solchen Theilen des Staates Abgaben zu fordern, deren Abgeordnete Sitz und Stimme in der allgemeinen Berathung haben. Sind wir Amerikaner in diesem Fall? Haben wir unsere Abgesandten im Parlamente, die für uns sprechen? Nein. Dreitausend Meilen von uns entfernt berathschlagt man über unsere Angelegenheiten, ohne sie zu kennen, und den willkürlichen Gesetzen, zu denen wir kein Votum gegeben, sollen wir uns fügen?

Auf diese Weise sagt Ihr Euch also von König und Staat los? fragte der Holländer und riß seine großen phlegmatischen Augen auf eine gefährliche Weise auf.

Durchaus nicht! da sei Gott für! rief der

Amerikaner warm. Seine Majestät in England hat keine treuern Unterthanen als uns. Wir widersetzen uns nur standhaft der Ungebühr einiger ehrgeiziger Staatsmänner, die jetzt gerade am Ruder stehen. Wir begreifen recht wohl, daß England in Verlegenheit ist, daß es die fünf Millionen Pfund Zinsen, die eine seit dem pariser Frieden auf hundert und acht undvierzig Millionen gesteigerte Schuldenmasse nöthig macht, nur mit Mühe aufbringt, und daß es lüstern die Blicke auf unsere durch Fleiß und Ausdauer endlich üppig emporgeblühten Staaten heftet; aber geben wir nach, erkennen wir das Recht des Parlaments, uns Taxen aufzulegen, einmal an, so ist keine Garantie mehr für unser Eigenthum da und Sklaverei und Untergang ist die Folge. O du armer und verfolgter John Robinson, wir, deine Nachkommen, müßten vor deinem zürnenden Schatten flüchten, wenn wir ewige Güter der Freiheit und

des Lebens, die zu erringen dich so viel kostete, feigherzig hinwürfen bei dem ersten drohenden Winke der Willkür.

Die Rede des jungen Mannes hatte, nachdem sie zu der Höhe dieses leidenschaftlichen Schwunges emporgestiegen war, einige Zuhörer aus dem Saale herbeigelockt. Als die Dame dies bemerkte, legte sie ihre Hand sanft auf den Arm ihres Mannes und flüsterte leise: Vorsicht! James. Dieses liebevolle und sorgliche Zeichen legte sogleich den Sturm der Gefühle im Busen des Sprechers. Er sah zu seinem jungen Weibe herüber mit jenem dankenden und zärtlichen Lächeln, das seine völlige Zustimmung ausdrückte. Du hast Recht, liebe Tony, sagte er, ich hatte ganz vergessen, daß ich nicht in dem alten Gartensaale meines Vaters bin und nicht dem Onkel Richard gegenüber, der ein Anhänger des Parlaments ist, seitdem er mit Herrn Franklin in England gewesen.

Doctor Franklin! rief eine Stimme laut und erstarb gleich wieder, sodaß die hinzugefügten Worte nicht gehört wurden. Man erblickte ein kleines Männchen im Gedränge stehen, das mit einem begeisterten Blicke zum Himmel blickte und die Hände faltete. Als es die vielen Augen auf sich gerichtet sah, zog dies unscheinbare Männchen schnell eine übergroße Horndose aus der Tasche und nahm eine sehr geräuschvolle Prise. Einige Umstehende lächelten, Andere wandten sich verächtlich ab. Das ist der Doctor Crippenpooker, sagte der Holländer erklärend, indem er der Madame James die fragliche Figur mit dem Stockknopfe zeigte. Er ist nahe daran, ein Zimmer im neuen Irrenhause zu Connecticut zu beziehen, wenn die Behörden es nicht vorziehen, ihn lieber unter die Brüdergemeinde zu stecken. Schwer ist's, zu entscheiden, wo er eigentlich hingehört. Mit dieser boshaften Stichelei hielt sich Mynheer schadlos für die

Niederlage, die er im politischen Kampfe mit dem Amerikaner, der die Unhöflichkeit hatte, weder seine Thatsachen noch seine Gründe zu respectiren, erlitten. Mehre amerikanische Großhändler setzten den Streit fort, und er erreichte eine gefährliche Wildheit. Es wurden Toaste ausgebracht, die zwei englische Unterbeamten zwangen, den Saal schnell und heimlich zu verlassen. Die anwesenden Dänen und Holländer suchten eine begütigende Rolle zu spielen, als sie ihnen aber nicht gelang, bildeten sie Gruppen für sich und das Gastmahl gewann dadurch eine feindliche, aufrührerische Physiognomie. Der Tanz hörte auf und die Trinkgelage begannen. James hatte sich mit seiner Frau entfernt und Arthur, den jungen Franzosen, in der träumerischen und mislaunigen Stimmung, der er sich gleich anfangs ergeben, zurückgelassen. Der junge Mann schritt, die Arme auf der Brust gekreuzt, auf der Terrasse hin und

her. Die Flammen der Pech-Vasen warfen ihre grellen Lichter auf die hohe schlanke Gestalt und auf das bleiche Gesicht, dessen Züge scharf ausgeprägte, fast bronzene Formen zeigten. Die Locken, vom Puder entblößt, lagen zerstreut auf dem gestickten Uniformkragen, der Tressenhut war tief ins Gesicht gedrückt. Bei einem seiner unruhigen Gänge traf er auf die kleine zusammengedrückte Figur des Doctor Crippenpooker, der sich an die Brustwehr der Terrasse gelehnt hatte und in dem Spiel der Windlichter fast wie eine groteske Verzierung des Gitters erschien. Der Franzose, den wir für jetzt bei seinem Taufnamen, Arthur, nennen wollen, warf einen forschenden Blick auf die gnomenhafte Gestalt und als er sie erkannt, blieb er stehen und reichte langsam und gravitätisch seine Rechte dem Kleinen hin. Komm hervor, Amandus, rief er; wir sind allein und in dieser dunkeln Nacht gestatten es die finstern Gewalten, die

über unserer Geburtsstunde walteten, daß wir mit einander frei verkehren.

Hörten Sie den Streit vor wenig Augenblicken? fragte der Doctor, der aus seinem Winkel hervorkroch.

Ich hörte ihn, erwiederte Arthur dumpf. Aber diese Leute streiten und verhöhnen sich ohne zu wissen weshalb. Nur in meiner Brust glüht der Zunder und wenn ich das Wort erhübe, sie würden bleich werden, diese Krämer, und ihrer Zunge Macht wäre dahin. Alles, was das junge Amerika England vorzuwerfen hat, ist doch nur die Beeinträchtigung weltlicher Interessen. Ein Kaufmann rechtet mit dem andern und beide klimpern sie dabei in ihren Taschen mit Goldstücken — Frankreich — Amandus, — Frankreich hat mit seinen zertretenen und beleidigten Kindern einen andern Kampf auszufechten! Eine andere Rechenschaft ist es, die wir fordern.

Still! rief der Doctor. Still, still! Mich dünkt, es raschelt im Gebüsch, es rauscht im Meer, es flattert in den Lüften, es fällt von den Sternen nieder und flüstert zu unsern Füßen.

Ich athme Frankreichs Luft, sagte Arthur, die Arme gegen das Meer ausbreitend! Der süße Athem der Liebe bläst an meine Wange; ich schlürfe ihn mit Wollust und er erweitert meinen Busen. Die alten Helden der Normandie entsteigen ihren Gräbern, es erklingen die Harfen der Minnesänger, ich sehe die Kathedrale von Rheims, wo unsere Könige gekrönt wurden. O Frankreich — goldnes Frankreich! Warum bist du nicht mehr was du warst? — Warum stößt du deine Söhne von dir und läßt ihr liebeglühendes Herz in der kalten Fremde verbluten?

Ihr habt große Denker, freisinnige Staatsmänner! flüsterte der Doctor. Ich las Montesquieu's Schriften, ich hörte ihn in England

preisen; auch Voltaire sah ich in Begeisterung für Englands Parlament und Regierungsform. Es keimt die Saat — sie wird, sie muß Früchte tragen.

Der junge Mann hörte diese Worte nicht; er hielt noch immer seine Arme gegen das Meer hin ausgebreitet, und sein Antlitz nahm immer mehr den Ausdruck leidenschaftlicher Trauer und Sehnsucht an.

Es ist die Stunde noch nicht gekommen! rief der kleine Doctor ängstlich. Kein Seufzer, keine Thräne beschleunigt den Gang der Ereignisse.

Haben Sie Briefe aus dem Gebirge? fragte Arthur hastig, wie aus Träumen erwachend.

Der Kleine sah sich vorsichtig um und jetzt erst drang sein scharfes Auge an den düstern Ort, wo Calixt an seinem Tischchen unbeweglich saß. Er zog ein Papier hervor, winkte seinem Gefährten und Beide stiegen die Treppe

der Terrasse herab, sich in dem Dunkel der Gartengänge verlierend. Der weite Platz war jetzt völlig leer und ein tiefes Schweigen herrschte, nur hier und da von den Trinksprüchen der entfernten Gäste im Saale unterbrochen. An Calixt's Seele gingen die bedeutenden Gestalten und die inhaltsschweren Reden der letzten Stunden vorüber; es war ihm, als zöge langsam aber unvermeidlich eine schwere düstre Wolkendecke am Horizonte herauf, die nach und nach den Glanz der Sterne und den friedlichen Spiegel des Mondes einhüllte. Seine Brust war beklemmt, sein Athem schwer. — Der Geist hat ein gewisses Vorgefühl, ein weit deutlicheres wie der Körper, von den Kämpfen, die ihm bevorstehen. Calixt empfand diese bange und drückende Ahnung von dem Momente an, wo er an jenem entscheidenden Abende am Baume gelehnt stand und Elisabeth's Worte wie Beschwörungen in sein Herz klangen. Als er Eu-

ropa verließ, war es ruhig, jetzt waren acht Jahre vergangen und es ließen sich Vorzeichen eines geheimnißvollen Sturmes spüren. Der Kampf der Geister war auf die höchste Spitze getrieben worden; Frankreich war das Schlachtfeld der streitenden Ideen und die Waffenblitze leuchteten bis nach Amerika's Wäldern herüber. Noch waren diese Waffen glänzende Zauberdolche und Schwerter, noch hüllten sich die Dämonen des Kampfs in prunkende, friedliche Gewänder, aber in die wachen Seelen der Patrioten klangen schon dumpfe Weissagungen blutiger Entscheidungen.

Diesen Träumereien nachsinnend, schrak Calirt auf seinem einsamen Platze zusammen, als er eine in Schleier gehüllte, fliehende Gestalt über die Terrasse auf sich zueilen sah. Er erkannte Ulrike Sture, die ihn überall gesucht hatte und ihn jetzt bat, sie nach Hause zu führen, weil, der Himmel weiß, durch welchen

Umstand verhindert, der Bote, der sie abholen sollte, noch nicht erschienen war. Calixt miethete eine Tragkutsche und schloß sich als Begleitung an dieselbe an. Während des langsamen Ganges der Träger unterhielt er sich mit der Dame und suchte deren Besorgnisse, deren Gegenstand ihr Bruder war, zu zerstreuen. Während er noch beschäftigt war, Herrn Sture's Gesundheit als eine unerschütterliche darzustellen, sah er in den Schatten der Nacht die schwerfällige Kutsche des Capitains auf sich zurollen. Andrews, der Hausintendant und oberste Sklavenaufseher, der voran ritt, verließ sogleich sein Pferd und nahte sich dem Palankin in demüthiger Stellung.

Was gibt's? Was ist meinem Bruder zugestoßen? fragte Ulrike, mit halbem Leibe sich aus dem geschlossenen Sitze herauslehnend und ihr von Besorgniß und Unruhe geröthetes Gesicht den Nachtlüften preisgebend.

O nichts von Bedeutung, gnädigstes Fräulein, entgegnete Andrews. Es hat sich eine kleine Emeute erhoben.

Eine Emeute? schrie Ulrike, und stieß die Thür ihres Kastens auf und stand plötzlich auf der Straße. Eine Emeute? Eine Sklavenemeute? Und das gegen meinen Bruder?

Nicht so eigentlich gegen den Herrn Capitain, den Gott erhalten möge, als vielmehr gegen Euern ergebenen Knecht, der vor Euch steht.

Gegen Dich? Weshalb?

Possen! Kinderspiel! Wegen ein paar Schläge die ich über die Zahl geben ließ. Ich muß nur entschuldigen, daß Euer Gnaden Wagen etwas später eintrifft, weil die schwarzen Bestien mir den Arm gebrochen hatten, und der Herr Capitain mich nicht eher aussendete, als bis ich verbunden war.

Nur schnell nach Hause! befahl Ulrike und stieg in die Kutsche. Sie kommen doch mit

mir, Herr Nohatz? rief sie Calixt zu, und dieser nahm das für ihn bereit gehaltene Pferd an. Der Zug bewegte sich für die Ungeduld der beiden Reisenden viel zu langsam. Endlich zeigte sich im Glanze des aufgehenden Mondes die zierliche Säulenfaçade von Sture's Hause. Es lag stille wie ein Kirchhofmonument da und durchaus kein Anzeichen einer eben unterdrückten Emeute ließ sich im weiten Umfang dieses friedlichen Palmenhaines und dieser hellen, mondbeglänzten Terrassen sehen. Calixt theilte hierüber sein Erstaunen den neben ihm reitenden Andrews mit, und dieser erwiederte lächelnd: Dergleichen machen wir schnell ab, aber wenn Ihr aufmerksamer hinseht, so werdet Ihr auf den Steinplatten und an den Säulen des Eingangs noch kleine Andenken an eine heiße Viertelstunde erblicken.

Ulrike war ausgestiegen und flüchtig wie ein Reh in's Haus geeilt; als Calixt ihr folgte, er-

blickte er den Sockel der Säulen mit Blut besprützt und eben frisch abgewaschene breite Blutspuren am Boden.

Es thut mir leid, daß der rothe Schmuz gerade hier anspritzte, für gewöhnlich haben wir andere Plätze zu unsern kleinen Besprechungen, aber das Gesindel wollte durchaus mit dem Herrn reden und drang sogar bis zu diesen Stufen. Nun, wo man sündigt, da wird man auch bestraft, das ist ein altes Gesetz.

Wer hat Euch den Arm gebrochen? fragte Calixt.

Der kleine Hund, der Robert, oder Nox, wie wir ihn nennen. Die Hölle weiß, wo der dünnleibige Satan die Kraft hernahm.. Ich habe aber von dem Herrn das Versprechen, daß ich den Burschen auf mein Butterbrot legen und als Sardelle verspeisen kann. Wahrhaftig, ich habe gerade Appetit zu einem solchen Bissen.

Robert? rief Calixt. Ist es möglich? Was kann ihn dazu bewogen haben?

Andrews hörte nicht mehr hin, er nahm den Rapport eines Sklaven in Empfang und sagte lachend: Du siehst, Zibo, ich kann nicht mehr schlagen; meine Zuchtruthe ist gelähmt, und es war eine gute, eine kräftige Zuchtruthe. Seine Majestät der König hatten in allen Ihren Staaten vielleicht keinen so echten alt-dänischen Arm, wie er mir noch heute Morgen frisch an der Schulter wuchs. Darum macht Ihr Euch an die Arbeit. Aber hübsch die Zugänge verschlossen, damit der Herr in seinem Morgenschlummer durch den Gesang unserer Vögel nicht gestört wird.

Als Calixt sich schaudernd abwandte, sah er Ulrike zwischen den Säulen erscheinen. Mein Bruder bittet Sie, hereinzukommen, rief sie, indem sie ihren Arm in den ihres Gastes legte.

Es ist noch nicht spät und Sie werden eine Tasse Thee nicht verschmähen.

Als Beide eintraten, fanden sie Sture mit Frankherr beim Schachspiel. In dem Gesichte des Erstern herrschte wie immer vollkommene Ruhe, aber die Blicke seines Mitspielers hefteten sich mit dem Ausdruck der Unruhe und des Vorwurfs auf Calixt. Ulrike bereitete den Thee und führte die Unterhaltung, indem sie den einsylbigen Erkundigungen ihres Bruders über Personen, die sie auf dem Balle angetroffen, Rede stand. In jedem Moment, da die Thür aufging, glaubte Calixt die junge Creolin eintreten zu sehen; aber Micha erschien nicht, statt ihrer trug eine fremde Sklavin das Gebackene und die Früchte auf. Die zwangvolle, in den immer häufiger werdenden Pausen des Gesprächs herrschende Stille, die ungewöhnliche schweigsame Laune Frankherr's und mehr wie dieses, die Ungewißheit über Micha's Schicksal trieben

Calixt an, diese peinliche Zusammenkunft so bald wie möglich zu endigen. Er schlug das Anerbieten Sture's, mit ihm eine Flasche Wein zu leeren, aus und entfernte sich. Auf dem Vorsaal kam ihm Frankherr nach, erfaßte seine Hand und rief: Sie wollen doch nicht nach Hause? Sie sind ermüdet, bedenken Sie den weiten Weg! Nehmen Sie mein Zimmer für diese Nacht an.

Calixt willigte ein.

Hier der Schlüssel, setzte der Herrnhuter mit einer unruhigen und bekümmerten Miene hinzu. Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Bester, lieber Freund, wie konnten Sie nur so unvorsichtig sein und gegen den ausdrücklichen Willen des Capitains handeln?

Gegen seinen Willen?

In Betreff jener beiden Kinder, erwiederte Frankherr. Sie hätten sich ihrer nicht annehmen sollen. Sie glauben nicht, wie vorsichtig

wir sein müssen. Für jetzt kein Wort weiter. Ich treffe Sie noch wach in meinem Zimmer.

Der Gesellschafter Sture's entschlüpfte mit einer Schnelligkeit, als fürchtete er wie der eingeschüchtertste Sklave die Peitsche seines Herrn. Calixt ging den Säulengang hinab und bog in den abgesonderten Corridor, der zu Frankherr's Zimmern führte. Im Glanze des Mondes breiteten sich die dunkeln Büschel der Palmen hoch in dem dunkeln Blau des wolkenlosen Himmels aus. Das Geschrei der Papageien, das ferne widrige Gekreisch einiger wilden Affenarten war verstummt und von all den glänzenden und glühenden Lichtern des Tages war nur ein blasser gelblicher Streif am Horizonte nachgeblieben. Die Gebäude der Plantage, meistens Magazine, Frucht- und Waarenbehälter, bildeten einen weiten unregelmäßigen Halbzirkel um das Wohnhaus. Die Fenster dieser Vorrathskammern waren mit Gittern versehen und die Stan-

gen und Vorlegeschlösser der dunkelfarbigen Thore schimmerten matt im Mondlichte. Kein lebendes Geschöpf ließ sich blicken, Alles war still wie im Grabe. Calixt fühlte dieselbe einengende Atmosphäre, die ihn aus dem Zimmer vertrieben. Es war ihm, als brütete diese Nacht irgend ein unbekanntes wildes Schrecknis aus, als sollten jetzt Ereignisse vorfallen, die in naher schrecklicher Verbindung mit jenen Blutspuren an den Säulen des Eingangs standen. Er konnte sich nicht entschließen, in's Zimmer zu treten und blieb auf dem Gange stehen, im Schatten einer Säule. Die tiefe Stille herrschte unausgesetzt — endlich war es dem Ohre des Lauschers, als tönte aus der Ferne ihm ein verworrener Stimmenklang entgegen. Gleich darauf war Alles wieder still — dann aber nahm die verschwiegene Nacht leise, aber gräßliche Schmerzenslaute auf. Diese Töne, die Calixtens Blut erstarren machten, kamen aus keinem der vor-

dern Gebäude, sie wehten aus größerer Entfernung herüber. Hinter den Magazinen standen die Scheunen, in denen die Neger arbeiteten. Es war dies eine Gegend, in die nicht leicht sich der Fuß eines Fremden verirrte. Die enge Gasse, die hier durch die dicht aneinander gebauten niedrigen Blockhäuser gebildet wurde, hatte etwas eigenthümlich Verödetes und Abschreckendes. Wie in Venedig eine Brücke, über die der Fuß der vom Gericht verurtheilten Unglücklichen einst gehen mußte, die Seufzerbrücke hieß, so verdiente diese enge, dunkle, mit leeren Tonnen und Gerüll aller Art noch enger gemachte Straße mit mehr Recht den Namen der Seufzergasse. Hier war der Schauplatz, wo Andrews unumschränkt regierte und wo sein Scepter, die Sklavenpeitsche, ihre volle schreckliche Macht ausübte. Die wenigen Pausen, die den armen, mehr wie Thiere belasteten Arbeitern gegönnt wurden, füllten sie mit den

zügellosen wilden Späßen, mit jener an Wahnsinn grenzenden tobenden Lust aus, die bei den mehr gebildeten und menschlicher behandelten Negern der andern Plantagen nicht mehr gehört wurden. Hier allein herrschte noch die entsittete und entmenschte Rotte, wie sie in den entarteten Ueberbleibseln der karaibischen Stämme bei Eroberung der Insel sich vorgefunden hatte. Dies nannte Herr Sture eine unverdorbene kräftige Race und Andrews rühmte sich, daß trotz des strengen Regiments seiner Peitsche nirgends ein so lustiges Völkchen Schwarzer angetroffen werde als auf den Feldern und in den Ställen des Capitains. „Das macht," pflegte er zu sagen, „weil wir keinen der Schwarzröcke und Psalmensänger über unsere Kindlein kommen lassen, und weil wir ihnen einen Schluck Branntwein oder eine Pille Opium nicht versagen, wenn sie schwach werden."

Es war in dieser Nacht zum ersten Male,

wo Calixt den Muth faßte, sich in jene verbotene und gefürchtete Straße zu begeben. Die Besorgniß um das Schicksal seiner jungen Freunde ließ ihn jede Bedenklichkeit besiegen. Wie er über den einsamen Hof ging, glaubte er dieselbe Blutspur auf den Pflastersteinen zu bemerken. Er folgte ihrer Leitung, und sie verlor sich in den engen, versteckten Eingang der Gasse. Eine dumpfe, von den Ausdünstungen der Bündel gedörrten Mais' geschwängerte Luft wehte ihm entgegen. Große Haufen ausgehülseten Zuckerrohrs und aufgethürmte Massen des Abfalls anderer Pflanzen und Sträucher thürmten sich ihm entgegen und nahmen im Mondenschimmer, indem ihre Schatten sich mit denen der niedrigen Häuser vermischten, das Ansehen eines Meeres an, dessen wilder Wellenschlag plötzlich erstarrt war. Nirgends war ein Lichtschimmer zu bemerken, und dennoch war es im Innern dieser furchtbaren stummen Gebäude gräßlich le-

bendig. Calixt hörte, sein Ohr an eines der verschlossenen Zugänge legend, ein fortwährendes wildes, aber möglichst leises Bewegen drinnen. Nur Andrew's Stimme hörte er deutlich, aber was er sprach, verstand er nicht. Eine Seitenthüre wurde geöffnet und zwei Neger füllten an dem nahen Brunnen einen Eimer mit Wasser. In dieses Wasser warf einer der Träger einige Handvoll einer weißlichen Masse hinein und so wurde der Eimer wieder fortgetragen. Sie hatten Calixt nicht bemerkt und da die Thüre offen blieb, schlüpfte er unbemerkt in's Gebäude. Seinem Blicke zeigte sich hier eine weite unregelmäßige, roh zusammengefügte Halle, die mit einer Menge von Sklaven gefüllt war, welche sich in eine Ecke zusammendrängten und beim Anblick des Eimers einen kurzen, wilden Schrei ausstießen. Auf einer kleinen, durch lose Bretter veranstalteten Erhöhung, über deren Brüstung ein rother Mantel in unordent-

lichen Falten ausgebreitet lag, stand Andrews und ein Sklave hielt einen Stab ihm vor, in den er von Zeit zu Zeit Zeichen schnitt. Der dicke Sklave Zibo stand hinter ihm.

Sind die Geißelstöcke und das Salzwasser bereit? fragte Andrews sich langsam umwendend. Zibo nickte.

Nun wohl, so binde für's erste die sechs Burschen da, die ich Dir bezeichnet habe, an den Pfahl. Laß sie ihre Sprünge machen. Sieh aber zu, daß der Knebel aus ihrem Munde nicht weicht, denn sie haben verdammt laute Stimmen. Doch halt, setzte er hinzu, als Zibo enteilen wollte, sind nicht auch Weiber unter den bezeichneten?

Nur eine, entgegnete der Unteraufseher; aber sie wird die Strafe nicht aushalten, obgleich sie sie verdient hat. Noch hat der Rücken und die Brust keines Weibes die Salztaufe überstanden.

Es wird wohl ein großer Schade sein, wenn sie stirbt, Zibo?

Wie Ihr's verlangt, Herr entgegnete der Sklave. Ich thue meine Schuldigkeit. Er gab seinen Schergen einen Wink, und die sechs Opfer wurden in der Mitte der Halle an Pfähle gebunden. Es war ein entsetzliches Schauspiel, wie sich die armen Gepeitschten wandten und trotz des in Strömen herabfließenden Blutes dennoch keinen Schmerzenslaut von sich gaben. „Es ist unnütz," bemerkte Zibo, „daß wir sie geknebelt, denn die Bestien sind so verstockt und abgehärtet, daß sie nicht wehklagen und schreien würden, wenn sie auch könnten."

Als endlich die geschwungene Geißel erlahmte, warf man die Halbtodten auf eine Streu nieder und Zibo ließ es sich nicht nehmen, mit einem Werkzeug, das wie ein Weihbüschel gestaltet war, selbst die ätzende Flüssigkeit in die offenen Wunden zu sprützen. Ein kurzer thie-

rischer Schrei drang in die Luft und Zibo schlug ein lautes Gelächter auf. „Bringt Euch dies Mittelchen zum Singen?“ rief er. „Da, nehmt noch eine Portion!“ Die sechs Schwarzen lagen wie Todte da, und der Boden war mit Blut bedeckt.

Laß sie, rief Andrews, und geh zu dem Weibe über.

Eine Mulattin von ungefähr zwanzig Jahren und von etwas schwächlichem Bau wurde vorgeführt. Andrews betrachtete sie mit einiger Aufmerksamkeit und fragte dann: Es fließt europäisches Blut in Deinen Adern?

So öffne diese Adern, und laß dieses verhaßte Blut heraus, entgegnete das Weib, indem sie ihre dunkeln, feuersprühenden Augen mit festem Blick auf den Fragenden richtete.

Du gehörst mehr zu uns als zu Jenen! sagte Andrews.

Hier steht mein Mann, tönte die Antwort.

Er ist ein Schwarzer. Ich gehöre zu ihm, ich gehöre zu dem Volke, das Du so grausam peinigst, peinige nun auch mich.

Andrews zuckte verächtlich die Achseln und Zibo ergriff den Arm des Weibes. Eine Stimme, tief aus dem Hintergrunde der Höhle rief: Rührt dieses Weib nicht an, oder Ihr erleidet doppelt selbst, was Ihr sie jetzt leiden macht!

Wer wagt hier zu sprechen? fragte der Sklavenaufseher.

Macht Platz, daß mein Blick ihn treffe! rief dieselbe Stimme, und sogleich bildeten die gefangenen Neger eine Straße und ließen die Aussicht auf einen Strohbündel frei, auf dem, die Hände und Füße gefesselt, Robert lag.

Ah, bist Du es, mein kleiner Salzhering? lachte Andrews. Schafft ihn doch näher herbei, damit er sehe, wie gern ich ihm gefällig bin.

Der Jüngling wurde herbeigetragen und dicht neben dem Pfahle niedergelegt, an den die

Mulattin gebunden war. „Nun laß beginnen, Freund Zibo!“

Ein Neger hatte sich durchgedrängt und fiel jetzt auf die Kniee vor dem Gerüste nieder, auf dem Andrews, nachdem er die obigen Worte gesprochen, ruhig seine Pfeife rauchte.

Herr, schrie der Neger, vergib diesmal. Das Weib, das Du schlagen läßt, ist meine Tochter, mein einziges Kind. Herr, Niemand zählt die Jahre, die ein Sklave verlebt, sie sind alle wie in den Wind gesprochen und wie ins Wasser geschrieben; aber glaube mir, ich sehe doppelt so oft wie Du das Jahr sich erneuen. Mein Haar ist ergraut, meine Glieder wanken; nimm diesen alten Körper und laß ihn dort an den Pfahl binden — tödte mich, nur schenke Leben — Leben meinem Kinde!

Der Tausch gefällt mir nicht, erwiederte Andrews. —

Erbarmen! Erbarmen! schrie eine andere

Stimme. Sie ist mein Weib! Schone ihrer! Erst vor wenig Wochen hat sie geboren. Sie ist zu schwach! Schone ihrer!

Wer sagt, daß ich zu schwach bin? rief die Mulattin. Ich ertrage, was Eure Brüder und Söhne ertrugen und vielleicht noch mehr!

Genug des Geschwätzes! donnerte jetzt Andrews. Thue Deine Pflicht, Zibo.

Halt, noch ein Wort! rief Robert zähneknirschend, und richtete seine Blicke mit der Wildheit eines mordschnaubenden Raubthieres auf Andrews. Noch ein Wort, Ungeheuer, aus meinem Munde! Ich schwöre es bei dem erhabenen Gotte, den ich erst seit wenig Monden kenne, und der das Gelübde meiner Seele empfangen hat, ich schwöre, das Blut, das Deine Geißel hier entlocken wird, mit Deinem eignen Blute zu sühnen. Ja, lache meiner, weil ich in Banden bin; aber der Gott, den ich anrufe,

weiß diese Banden zu sprengen! Er hat meinen Schwur gehört!

Eine Pause entstand nach diesen mit einer so gewaltigen Stimme gedonnerten Worten, daß die öden Mauern der Scheune widerhallten. Eine aufrührerische Bewegung, die aber sogleich wieder in Stille überging, bemächtigte sich der Sklaven. Sie drängten sich in eine Ecke zusammen, und eine Menge blitzender Augen waren auf die Tribune und auf den Peiniger gerichtet. Dieser legte die Pfeife ruhig hin, stieg die Stufen herab und sagte, zu Zibo gewendet: Hast Du mir heute nicht vorgeworfen, daß ich unnütz mit der Vollstreckung meiner Urtheile zögere? Du sollst jetzt sehen, daß ich auch schnell bei der Hand sein kann. Ich will diese kleine giftige Viper mit einem Fußtritt aus der Welt schaffen.

Er näherte sich der Stelle, wo Robert lag, und setzte kaltblütig seinen, in einen schweren

eisenbeschlagenen Stiefel gekleideten Fuß auf die Brust des Jünglings. Dieser machte nicht die geringste Anstrengung, sich dieser gräßlichen Mißhandlung zu entziehen, nur seine Blicke waren starr und unbeweglich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf den Mann gerichtet, der über ihn triumphirte, ebenso wie der mordende Tiger über das wehrlos dahingestreckte edle Roß siegt, das ihm noch, ehe es die stolzen und kühnen Augen schließt, den ganzen unbändigen Zorn, die wilde Verachtung in einem einzigen Blicke zuwirft.

Hund! rief Andrews, meine Hand ist zu gut, um sie zu besudeln, indem ich einem Geschöpfe Deiner Art die Kehle zudrücke; mein Fuß soll es thun! Stirb, wie man einen Wurm zertritt!

Calixt hatte bis zu diesem Auftritt die Erbitterung und den Zorn bekämpft, die in seinem Busen emporflammten beim Anblick so vie-

ler Greuel; er hatte Frankherr versprechen müssen, sich nie unberufen in die Angelegenheiten des Herrn und der Sklaven, in diesem ihm freundschaftlich gesinnten Hause, zu mischen, aber hier galt diese Zusage nicht. Er sah seinen jungen Freund und Schüler in der dringendsten Gefahr, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, stürzte er aus seinem Versteck hervor und schleuderte mit einem kräftigen Stoß den Mörder von seinem Opfer weg, gerade als der Teufel sich an den Qualen, die er verursachte, ergötzend, den Druck des Fußes der Kehle immer näher brachte, und ihn nach und nach verstärkend, den Erstickungskrampf langsam herbeizuführen suchte.

Sowie dieser Retter auftrat, wurde ein allgemeines freudiges Gemurmel in dem weiten Raume hörbar, und die gespannteste Aufmerksamkeit Aller richtete sich auf die zwei Männer,

die sich gegenüberstanden und sich einander mit erstaunten und drohenden Blicken maßen.

Herr Nohatz! begann endlich Andrews. Ich bin befremdet, Sie hier eintreten zu sehen. Was ist Ihr Begehren?

Einen Mord zu verhindern! entgegnete Calixt ruhig.

Dieser Uebelthäter verdient den Tod! rief der Sklavenaufseher mit einer stolzen Miene und einem rauhen Tone. Ich stehe hier kraft meines Amtes und Niemand hat Befugniß, mich zur Rede zu stellen.

Diese Befugniß habe ich! entgegnete Calixt. Herr Andrews, Sie folgen mir sogleich zum Gerichtshof des Königs, um sich gegen meine Anklage zu vertheidigen.

Ich werde mich vertheidigen, wo und wann es mir beliebt. —

Zibo näherte sich ihm und flüsterte ihm ei=

nige Worte in's Ohr. Das Gemurmel der Sklaven wurde immer lauter.

Geben Sie sogleich dieses Opfer frei! rief Calixt und zeigte auf Robert.

Ich werde nicht! entgegnete Andrews. Wer hat mir in diesem Hause zu befehlen? Nur ein Wort noch und ich lasse Euch alle todtpeitschen! Die tiefste Stille trat ein.

Wohlan! schrie Calixt. Ich lade Sie und diesen jungen Neger vor den Spruch des königlichen Procurators. Wagen Sie es jetzt noch, die Hand an ihn zu legen, so sind Sie des offenkundigen Mordes überwiesen.

Andrews trat einen Schritt zurück und wurde sichtlich bleich. Binde den Hund los! flüsterte er Zibo zu. Ich habe meine Gründe, keinen Lärm zu machen und finde den Burschen wohl ein anderes Mal zu günstigerer Stunde. Mein

Herr, wandte er sich zu Calixt, Sie kommen frisch aus Europa, und kennen unsere Verhältnisse nicht; ich will Ihnen also diesen Eingriff in meine Rechte zu Gute halten. Sie können sich nach den nähern Umständen erkundigen und werden finden, daß der Knabe der Strafe vollkommen würdig ist, die ich ihm wollte angedeihen lassen.

Ich gebe mein Ehrenwort, rief Calixt, daß ich genau untersuchen werde, und daß, bis ein rechtmäßiger Richterspruch gefällt ist, der junge Neger mein Gefangener bleiben wird, für dessen Kopf ich mit dem meinigen hafte!

Ein hoher Preis für einen Negerschädel! grinsete Andrews.

Als Robert's Bande sanken, stürzte der Knabe mit einem lauten Schrei des Entzückens in Calixt's Arme.

Zibo! flüsterte der Sklavenaufseher. Einmal ist diese schwarze Blindschleiche in meinen Stall gedrungen — einmal und nie wieder. Verstopfe das Loch sorgfältig, durch das sie hereinkroch.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander <<von>>,

Der Missionär Roman

Bd.: 1

Leipzig (1842)

P.o.germ. 1420 ef-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120771-2